

Geht in der Kraft,
die euch gegeben ist,
geht einfach,
geht leicht, geht zart,
und haltet Ausschau nach der Liebe,
und Gottes Geist geleite euch!

Iona-Liturgie

Der Bote

Nr. 2 | Dezember 2020 | 109. Jahrgang

Berichte aus der Brüder- und Schwesternschaft
des Rauhen Hauses



DAS RAUHE HAUS

Brüder- und
Schwesternschaft



► **Brüder- und Schwesterntag: das große JA!**

Ältestenratswahl 2020 Seite 17

Leben in der Warteschleife: Geflüchtete in Thessaloniki Seite 26

TITELBILD

Anders als sonst: Brüder- und Schwesterntag 2020. Im Wichern-Forum stehen die Stühle weit auseinander. Mit Abstand sich trotzdem in der Gemeinschaft nahe sein – das genießen die Schwestern in ihrem Gespräch. Mehr zum Treffen der Brüder und Schwestern unter besonderen Bedingungen ist auch ab Seite 6 zu lesen.

Einfach so

Liebe Brüder und Schwestern!

Ein goldener Stern, aus festem Karton ausgestanzt. Nicht spektakulär, recht schlicht. In der Nordkirche tausende Male verschickt, verteilt, verschenkt.

Im November, noch im alten Kirchenjahr, startete die Aktion. Die Initiatoren_innen sind über die große Nachfrage überrascht. Sie freuen sich über die Kreativität, die Freude, den die Sterne mit dem Aufdruck #Hoffnungsleuchten ans Licht bringen.

Einfach so.

Tragt in die Welt nun ein Licht, sagt allen: Fürchtet euch nicht! Gott hat euch lieb, Groß und Klein. Seht auf des Lichtes Schein. Ein Kinderlied summt in meinem Kopf. Dafür bin ich empfänglich. Lasse mich berühren.

Einfach so.

Ich denke an Hedwig aus der Geschichte „Hilfe, die Herdmanns kommen“: Da Hedwig die einzige war, die in dem Krippenspiel etwas zu sagen hatte, nutzte sie

das auch aus. „He, euch ist ein Kind geboren!“, schrie sie, und es klang wie die beste Botschaft der Welt. Herrlich. Klartext. Voller Energie.

Einfach so.

Ich erlaube mir, zwischen allen Nachrichten und Einschränkungen das Hoffnungsleuchten zu entdecken. Ein Stern, ein Lied, der Kindermund.

Einfach so.

Was ist euer Hoffnungsleuchten? Ich bin sicher, dass erstaunliche Entdeckungen sich Raum nehmen.

Einfach so.

Mit Sternenleuchten grüße ich alle Leser und Leserinnen und wünsche gesegnete Weihnachten und ein hoffnungsvolles neues Jahr!

Eure



Claudia Rackwitz-Busse



Das bringt der neue Bote:

DAS THEMA

- 6 Brüder- und Schwesterntag 2020 am 12. September 2020 im Rauhen Haus
- 7 Das große JA! Impulsvortrag, gehalten auf dem Brüder- und Schwesterntag am 12. September 2020 im Rauhen Haus
von *Andreas Theurich*
- 14 Picknick auf grünem Gras – ein Zwischenruf
von *Jan-Peter Wilckens*
- 15 Eindrücke vom Einsegnungs- und Aufnahmegottesdienst
Zwei in einem und Corona
- 15 Freude von *Nico Mahrt-Thomsen*
- 16 Innig von *Pastorin Tatjana Pfendt*
- 16 Widersprüchlich von *Tilman Lutz*
- 17 Zwei Gottesdienste von *Guido Merten*

AUS DER GEMEINSCHAFT

- 18 Ältestenratswahl 2020 – Bericht des Nominierungs- und Wahlausschusses für die Wahl zum Ältestenrat 2020
von *Runhild Jasper-Koch*
- 20 Ein Beispiel ist uns gegeben
von *Jan-Peter Wilckens*
- 21 Auf dünnem Eis
Gedanken zu Corona im ersten Lockdown mit der Erfahrung des zweiten
von *Ute Zeißler*
- 23 Klosterwochenende in Nütschau
von *Manfred Niemann*
- 24 Wochenendkonvikt des Konvikts Niedersachsen, 19.–21. 6. 2020
von *Christiane Rose*
- 26 Leben in einer Warteschleife
Ein Erfahrungsbericht über die Situation von Geflüchteten in Griechenland
von *Julia Stoeckert*
- 29 Rauhäusler Diakone auf Sansibar
Wie kamen Rauhäusler Diakone um 1890 nach Sansibar und was machten sie dort?
von *Johannes Paehl*



AUS DEM RAUHEN HAUS

- 32 Mit Musik geht vieles besser – Neue Seelsorgerin im Rauhen Haus
von *Freia Imsele*

ANSTÖSSE

- 34 Das Licht der Welt – Andacht zum Anfang des Schuljahres Sommer 2020
von *Günter Kutzke*

36 PERSÖNLICHES

- 36 Nachruf auf Oskar und Renate Wollner
von *Reinhard Förtsch*
- 37 Nachruf auf Waldemar Deckert
von *Sabine Kühn, Susanne Bertels und Hildegard Scheele-Fuchs*
- 40 Nachruf auf Irmgard Noske
von *Ines Appel und Doris Paland*
- 42 Nachruf auf Jürgen Berg
von *Jürgen Laage*
- 4 Nachruf auf Karl-Heinz Schottowski
von *Klaus-Rainer Martin*
- 46 Nachruf auf Rolf Siebrecht
von *Claudia Rackwitz-Busse*
- 48 Nachruf auf Erhard Schübel
von *Volker Krolzik*
- 51 Nachruf auf Herbert Heidrich
von *Hans-Jürgen Kaiser*
- 54 TERMINE
- 56 EMPFEHLUNGEN
- 56 Wo wir am Ende sind, ist es eine große Erlaubnis: wieder anfangen zu dürfen
Ein Andachtsbuch im besten Sinn von Harald Ihmig
von *Joachim Weber*
- 58 Blüte des Alters
- 59 IMPRESSUM

Brüder- und Schwesterntag 2020

12. September 2020 im Rauhen Haus



Ein wunderbarer Tag! Rund 90 Brüder und Schwestern trafen sich am 12. September 2020 im Wichern-Forum im Rauhen Haus zum Brüder- und Schwesterntag mit Mitgliederversammlung.

Weitere 20 Brüder und Schwestern nahmen digital teil. Eine Premiere, die rundum gelungen ist!

In unserer Andacht zum Beginn gedachten wir der seit dem letzten Brüder- und Schwesterntag Verstorbenen, für uns alle ein wichtiger Moment in der Gemeinschaft.

Am Vormittag hörten wir den Vortrag „Das große JA“ von Dr. Andreas Theurich, Vorsteher der Stiftung Das Rauhe Haus

und der Brüder- und Schwesternschaft. Die Fragen nach der Zukunftsfähigkeit, den Qualitäten und Herausforderungen für unsere Gemeinschaft regten zu Diskussion an und motivierten für einem Prozess dazu.

Das Picknick bei Sonnenschein auf dem Rasen mit den Kirchentagspapphockern wurde zum Höhepunkt, weil wir das Motto „Mit Abstand sind wir uns nahe“ damit umsetzen konnten.

Am Nachmittag fand die Mitgliederversammlung mit der Wahl zum Ältestenrat statt. Der neue Ältestenrat wurde in der Abendandacht zum Abschluss des Tages in sein Amt eingeführt.

Das große JA!

Impulsvortrag, gehalten auf dem Brüder- und Schwesterntag am 12. September 2020 im Rauhen Haus

Liebe Schwestern und Brüder!

Ich freue mich sehr, an diesem Brüder- und Schwesterntag nicht nur teilzunehmen, sondern ihn auch mit verantworten zu dürfen – in neuer Rolle. Viele von euch kenne ich seit vielen Jahren ebenso wie die Gemeinschaft, deren Mitglied ich nun auch bin. Und doch ist es neu: die Rolle, damit die Perspektive – und dann auch noch diese besondere, durch Corona bedingte Situation. Ich bin sehr gespannt auf diesen Tag und auch auf die besondere Form der Einsegnung und Aufnahme morgen.

In meinen Impuls will ich mit zwei kleinen Anekdoten einsteigen.

Als wir vor einigen Wochen über den Neubau der Alten Bäckerei hier auf dem Gelände gesprochen haben, um über einen Namen für das dort integrierte Café zu beraten (es sollte nicht Amandas 2.0 heißen), waren wir nach einiger Zeit froh, uns einigen zu können. Das Café sollte einfach 1833 heißen, verbunden mit einer kleinen Erläuterung dachten wir, das sei ein netter Name mit Bezug zu unserer Stiftung. Bis uns am nächsten Tag einer der an der Beratung Beteiligten nach durchgoogelter Nacht darauf aufmerksam machte, dass 1 – 8 – 33 ein neonazistisches Symbol für Adolf Hitler und die



In neuer Rolle: Bruder Andreas Theurich

Machtergreifung 1933 sei und wir das doch vielleicht im Zeitalter von Facebook und anderen lassen sollten, zumal es gerade auch unter unseren Jugendlichen durchaus rechte Tendenzen gibt. Es war klar, dass wir uns mit einem NEIN positionieren mussten zu dieser eigentlich guten Idee.

Zweite Anekdote: Am Montag hatten wir die geniale Idee, in Corona-Zeiten einen kleinen Videoclip zum 187. Stiftungsgeburtstag zu drehen, den wir wiederum auf Facebook veröffentlichen wollten. Die Idee war, mit einer paar Worten zum Geburtstag drei Zahlen-Luftballons steigen zu lassen, 1 – 8 – 7 eben, und dazu etwas zu sagen (die Luftballons seht ihr hier hinter mir).

Am Abend vor dem Dreh habe ich meinem Sohn davon erzählt, der nur lächel-

te und meinte, das sollten wir mal lieber lassen, wenn wir keinen running gag im Internet produzieren wollen. „187-Straßenbande“ ist eine der bekanntesten Hamburger Gangsta-Rapper-Gruppen, deren Texte man lieber nicht hören möchte und die tatsächlich regelmäßig wegen irgendwelcher krimineller Aktionen in BILD und MOPO, vor allem aber im Internet auftauchen. 187 ist die Nummer des Paragraphen im kalifornischen Strafgesetzbuch, in dem Mord behandelt wird. Jugend- und andere Gangs haben die Zahl aufgegriffen und benutzen sie als Drohung. „187-Straßenbande, eh Alter, Vorsteher Rauhes Haus gehört jetzt auch dazu!“ – das wäre so das, was ich mir wünschen würde.

Warum erzähle ich das?

Mit allem, was wir tun als Rauhes Haus, mit allem was wir tun – oder eben auch nicht tun als Diakoninnen und Diakone, als Brüder- und Schwesternschaft –, werden wir sichtbar, heute vielleicht mehr als je zuvor. Und wie immer wir uns entscheiden auch bei den beiden Beispielen eben, machen wir sichtbar, wozu wir uns wie verhalten: ob wir NEIN sagen zu etwas oder JA oder WEDER NOCH. Indem wir von beiden Ideen abgerückt sind, haben wir uns natürlich auch den eventuellen Möglichkeiten einer medialen oder gar politischen Ausschlichtung ergeben. Wir haben nichts riskiert – und damit weder deutlich JA noch NEIN gesagt.

Mit dem NEIN und dem JA möchte ich mich beschäftigen heute Vormittag. Mit

dem großen NEIN zuerst, mit dem großen JA danach und beides in Beziehung setzen zueinander und dann zu uns als Gemeinschaft.

Wann sagen wir NEIN zu etwas? Ich meine nicht NEIN so nebenbei, so als wäre es eigentlich bedeutungslos: „Nein, da bin ich anderer Meinung“ oder „Nein, das möchte ich lieber nicht“. Ich meine NEIN ziemlich laut, klar und deutlich und proaktiv, so dass es dahinter auch kein Zurück mehr gibt. Ich meine nicht NEIN als Antwort auf eine Frage, die mir jemand stellt – und die ich dann eben mit nein beantworte, sondern ein NEIN als ungefragter Protest gegen etwas, was geschieht oder geschehen soll, was entschieden wurde.

Das ist ungefähr der Ansatz, den ein sehr spannendes kleines Buch des Soziologen Armin Nassehi verfolgt, das er kurz vor Corona Anfang des Jahres veröffentlicht hat. „Das große Nein“ – so der Titel des Buches. Nassehi bearbeitet darin die Frage, wie in unserer Gesellschaft heute Protest entsteht, Protest als Ausdrucksform von Kritik, von kritischer Positionierung gegen vor allem politische oder ökonomische Entscheidungsprozesse. Die These des Buches lautet kurz gesagt, dass Protest immer eine Form des Widerstandes ist, die sich gegen und jenseits der institutionellen Formen von Kritik und Opposition zu Wort meldet. Die modernen Protestbewegungen wie Fridays for Future, die Occupy-Bewegung – aber auch unsympathische Formen wie Pegi-

da, richten sich letztlich als Kritik gegen die üblichen Verfahren von Entscheidungsfindung, weil diese als nicht ausreichend erscheinen. Protestbewegungen sind so etwas wie heimliche Vetospieler unserer Gesellschaft. Ein Vetospieler kann durch seine Kritik, seinen Protest etwas verhindern, weil er dazu berufen ist und eine Grundlage dazu hat. So etwa wie das Bundesverfassungsgericht zum Beispiel, das ja politische Entscheidungen auf ihre Rechtmäßigkeit überprüfen und gegebenenfalls die Exekutive begrenzen soll. Protestbewegungen wollen das auch, so Nassehi, und sie tun deshalb auch so, als gäbe es keine Alternativen, sondern als ginge immer um die Wurst. Protest ist aber kein offizieller Vetospieler, sondern eher ein ungebetener Gast, der durch sein Erscheinen eben die nicht ausreichend besprochenen Themen auf die Agenda bringt – wohl wissend, dass seine alternativlosen Forderungen sich nie in Gänze werden durchsetzen lassen.

Uns als Gemeinschaft von evangelischen Diakoninnen und Diakonen müsste das ganz vertraut vorkommen. Wir sind ja nun mal Protestanten, diakonische Protestanten, oder?! Und als Protestanten definieren wir uns ja auch über den Protest und die Kritik gegen etwas, oder?! Protestantismus war aber ursprünglich eine Fremdzuschreibung der Kirche beziehungsweise der Kurie, die die kritisch Oppositionellen eben als Protestanten bezeichnete. Im Selbstverständnis des Protestantismus war eigentlich

eine positive Positionsbestimmung entscheidend: Die Richtschnur des eigenen Lebens und Glaubens sollte unmittelbar die Heilige Schrift (und nicht die Lehre der Kirche) sein, das berühmte sola scriptura. Protestantismus von daher und auch im eigentlichen Wortsinn ist nicht gegen etwas gerichtet, sondern es hat eine positive Konnotation: Es bedeutet Zeugnis ablegen, für etwas stehen, für eine Idee, ein Ziel, eine Überzeugung. Erst diejenigen, die das anders sehen, empfinden dieses Zeugnis als Protest! Jedem Protest und jedem NEIN! liegt somit eigentlich ein JA! zugrunde. Der Anlass dieses JA zu sagen ist allerdings ein negativer: Indem ich JA zu etwas sage, sage ich eben auch NEIN zu etwas anderem, das den Anlass gibt, JA zu sagen. Das JA hat es deshalb auch viel schwerer. Das JA ist nämlich scheinbar selbstverständlich und wird nicht so oft angefragt. Das JA setzt voraus, dass wir uns einig sind, ich muss es nicht extra betonen oder ansprechen.

Nun ist die Frage: Haben wir aktuell als Gemeinschaft einen solchen Anlass, unser JA zu betonen? Vorab natürlich: Was ist für uns wichtiger: Das große NEIN! Oder das große JA!? Also das, was uns ausmacht, wofür wir stehen, was wir sind und sein wollen in Kirche, Diakonie und Gesellschaft. Wenn Nassehi sagt, der Anlass, das JA zu betonen sei meist ein negativer, ein kritischer also, welcher wäre das für uns als Gemeinschaft?

Gemeinschaften im Diakonat sind heute kaum mehr Protestgemeinschaften.

Jedenfalls sind sie mir bisher so nicht aufgefallen, obwohl es immer mal wieder Protest gibt und gab – gern auch an Entscheidungen der Vorsteher des Rauhen Hauses oder Veränderungen der Ausbildung etwa. Es mag dennoch Negativanlässe von Entwicklungen oder Entscheidungen geben, die uns den Anlass geben können, das eigene JA noch einmal neu zu denken und zu sagen: Das ist der Ansatz und die Einladung für heute.

Nun, gesellschaftlich muss man nicht allzu weit ausholen, um viele Anlässe zu finden, zu denen sich diakonisch etwas sagen lässt in dieser Verschränkung von NEIN und JA. Wenn wir JA sagen zu Menschenwürde, Gerechtigkeit, Solidarität, zu Inklusion und Teilhabe, zu Vielfalt der Religionen und Kulturen, dann zeigt sich, dass es viele Anlässe gibt, in denen Diakonie ihr JA mit dem NEIN des Protestes gemeinsam mit anderen stark machen kann und stark macht. Ob und inwiefern sich daran auch Gemeinschaften oder Diakonische Träger und Unternehmen beteiligen, sei an dieser Stelle ausgeklammert (sie folgen ja oft verschiedenen Logiken und sind durchaus heterogen).

Interessanter finde ich für uns hier, welche kirchlichen Strömungen, Tendenzen, Entwicklungen uns als Gemeinschaft, als professionelle Geschwisterschaft herausfordern könnten, unser JA neu und deutlich herauszustellen.

Ich möchte nur drei Themen/Herausforderungen nennen, auf die bezogen wir das große JA hin denken könnten.

Erstens die Veränderung unserer Kirche hin zu einer zunehmend marginalisierten Minderheitenkirche, in der wir ein öffentliches Amt als Diakoninnen und Diakone innehaben.

Ich finde, es ist nicht einfach, sich als Repräsentant einer solchen sich verändernden Institution zu verstehen. Zumal, wenn wir uns selbst in dieser Organisation Kirche als Individuen oder auch als Gemeinschaft nicht immer zu Hause fühlen. Welche Rolle werden wir spielen in dieser sich verändernden Kirche? Die Veränderungen werden ja teils dramatisch sein. Die Mitglieder werden weniger, der Nachwuchs wird fehlen, die Gelder werden schwinden, damit verbunden die öffentliche Relevanz. Teilweise ist das sicher auch selbstverschuldet, es gibt so einen Trend zur Selbstsäkularisierung, wie schon Wolfgang Huber das vor vielen Jahren genannt hat, den wir im Lockdown der Coronazeit auch gespürt haben. Es könnte ein Negativanlass sein, dass Kirche in Größe und Bedeutung und Handlungsspielräumen schwindet, um das JA des Diakonischen auch als Repräsentanten und als Gemeinschaft neu zu bestimmen.

Das neue Diakonen- und Gemeindepädagogendienstgesetz – DGpDG – macht es uns dabei nicht unbedingt leichter. Dort wird zwar das spezifische Zeugnis in der Kommunikation des Evangeliums beschrieben, das Diakon_innen in ihren jeweiligen Handlungsfeldern verkündigend, unterstützend oder bildend ab-

legen. Es wird aber natürlich nicht klar, welche Funktion, welche Bedeutung und welchen besonderen Wert unsere Arbeit in einer kleiner werdenden Kirche haben kann.

Das gilt nun in besonderer Weise sicher für unsere Landeskirche, in der ich tatsächlich ein Programm, eine Strategie vermisst, wie sie in anderen Landeskirchen eher zu finden sind, wenn dort etwa Gemeindeleitung in einem multiprofessionellen Mix neu gedacht wird. Diakonische Gemeinschaften sind an dieser Stelle gefordert zu beschreiben, welche Kompetenzen sie in eine Minderheitenkirche wie einbringen können und wollen – und das ist richtig Arbeit. In unserem Denkmodell von JA und Nein ist der Negativanlass das Schwinden der Finanzen, der bekannten Strukturen, der Nachwuchsmangel, die Kirchenaustritte und die Säkularisierung unserer Gesellschaft. Da hinein müssen wir das JA formulieren, das uns ausmacht.

Und wir müssen es auch einlösen. Aus meiner Sicht sind auch wir gefährdet, zunehmend einer Milieuerengung zu unterliegen, obwohl genau das nie der Kern diakonischer Arbeit war und sein darf. Dirk Ahrens sagt: „Das Problem beginnt ja in der Kirche schon damit, dass Mitgliedschaft und Mitarbeitende nicht ansatzweise die Vielfalt unserer Gesellschaft abbilden. Wir leiden zunehmend an unserer Milieu- und Kulturverengung und werden demgemäß weniger. Das ist in der Diakonie besser, was die Menschen

betrifft, für die wir arbeiten, und auch die Mitarbeitenden sind zunehmend divers in jeder Hinsicht. Auf Ebene der Leitenden sieht das aber leider noch ganz anders aus. Ist das struktureller Rassismus? Auf alle Fälle sieht das aus wie ein „closed shop“.

Also heißt das JA: Diakonische Gemeinschaften sind kein closed shop, sondern ein open house und eine open community. Und, ja, das heißt auch positiv anzunehmen, dass Mitgliedschaft zukünftig keine gesetzlich geregelte Verpflichtung, sondern eine freiheitlich getroffene Selbstverpflichtung als Antwort auf eine Einladung ist. Es ist kein Mangel, dass morgen von den 14 Einzusegnenden nur sieben in unsere Gemeinschaft eintreten werden. Und wir sollten auch zu diesen JA sagen als Brüder und Schwestern! Das JA lautet, wir sind eine Gemeinschaft, die sich ihrer selbst bewusst ist, und darum auch nicht auf eine wie auch immer geartete Anerkennung von außen angewiesen ist. (Schon gar nicht durch ein Gesetz, das Gemeinschaft ja nicht für essenziell hält.) Ich komme auf den Punkt noch zurück.

Zweitens: Professionalität!

Durch die Gemischte Fachkommission (GFK) der EKD wurde ein Prozess fortgesetzt, der schon vor vielen Jahren mit der Erarbeitung der sogenannten Kompetenzmatrix diakonischer Berufe im Rahmen des VeDD begonnen hat. Es geht in der GFK der EKD darum, die vielen unterschiedlichen Zugänge zur diako-

nischen oder gemeindepädagogischen Beruflichkeit in ihrer Professionalität und ihren Kompetenzen zu beschreiben, zu ordnen und sie verbindlich und vergleichbar zu machen. Ich will über den Prozess, an dem ich bis zu meinem Amtswechsel mitgewirkt habe, gar nichts weiter sagen. Entscheidend für uns ist, dass wir auch als Gemeinschaft das Thema Professionalität viel bewusster annehmen, als das vielleicht bisher der Fall war. Wir sind ein professionelles Netzwerk, und das müssen wir auch beschreiben und ernstnehmen. Deshalb ist die Verbindung zu einer Ausbildungsstätte wie der unseren hier im Rauhen Haus so wichtig. Das JA zur Professionalität heißt für mich immer noch ein JA zur Doppel- oder Mehrfachqualifikation in einem gestuften System von Bachelor-, Master und Promotionsniveaus.

Dabei ist wichtig, die Integration oder, von mir aus, die Interdisziplinarität viel stärker hervorzubringen. Mir scheint es manchmal, als würden viele die Ausbildung so sehen, als könne man das Diakonische lernen und das Sozialwissenschaftliche so mitnehmen – oder umgedreht, als könne man das Diakonisch-Theologische lediglich auf das Herz am rechten Fleck und die richtige Haltung reduzieren und dann würde das schon reichen. Das JA zur Professionalität heißt aber JA zur Integration verschiedener Zugänge zum Verstehen von Menschen in ihren Lebenswelten, Bedürfnissen und diversen Vorstellungen und Prägungen.

Dazu gehört nicht nur praktisches sondern auch theoretisches Wissen.

Für mich ist der Zugang zunehmend der einer religions- und kultursensiblen Wahrnehmung und Eröffnung von Lebensmöglichkeiten geworden. Und das heißt auch ein JA viel stärker hin zum Religiösen ragen, zum Unbestimmten oder Eröffnenden – eben weil es nichts Bestimmtes mehr gibt. Diakonische Professionalität heißt nicht, eindeutige Antworten zu geben. Professionalität heißt, damit umzugehen, dass aus der religiösen Bestimmtheit und Sicherheit längst die Möglichkeit und Aufgabe geworden ist, das Unbestimmte, die Unsicherheit und die Widersprüche unserer Welt auszuhalten.

Für uns als Gemeinschaft wünsche ich mir für die Zukunft noch viel klarer, dass wir uns als Gemeinschaft von Profis verstehen und dies auch verstärkt zeigen. Auch hier ist ein Negativanlass für das JA gegeben. Die Abschlüsse unserer Hochschule lassen teilweise zu wünschen übrig. Das liegt sicher an vielen Faktoren. Als diakonische Gemeinschaft von Professionellen sollten wir die Studierenden enger begleiten und sie eben darin stärken, dass die Doppelqualifikation unabdingbar ist im Sinne des eben beschriebenen professionellen Handelns. Und das heißt, es muss auch beides gleichermaßen ernstgenommen werden – von den Lehrenden ebenso wie von den Studierenden.

Drittens: neue Formen von Mitgliedschaft und Partizipation.

Ich hatte es schon vorhin angedeutet. Für uns als Gemeinschaft wird es zunehmend wichtig sein, das JA zur Gemeinschaft aufzuschlüsseln in sehr bewusst unterschiedlich gestaltete und angebotene Formen des Zugangs und der Mitgliedschaft. Im Ältestenrat haben wir bereits darüber nachgedacht – unter anderem auch aus Anlass der in einigen Bereichen großen Schwierigkeiten, die vorhandenen Strukturen der Konvikte zu füllen und aufrechtzuerhalten. Gemeinschaft gestaltet sich zunehmend in loseren Verbindungen, digitale Formen der Kommunikation spielen eine größere Rolle, die sogenannte Intergenerativität, also der Austausch zwischen ganz unterschiedlich geprägten Generationen von Schwestern und Brüdern, muss neu gedacht werden.

Damit verbunden ist auch die Herausforderung, Gemeinschaft zu gestalten und zu leiten, wenn finanzielle und materielle Ressourcen geringer werden. Auch dies ist ein Negativanlass, neu darüber nachzudenken, welche unterschiedli-

chen Zugänge zur Gemeinschaft und zur Gestaltung und Organisation von Gemeinschaft für uns denkbar sind, wenn die Dinge sich verändern. Es gibt mittelfristig mit Sicherheit kein „Weiter so“!

Ich hatte ja unvorsichtigerweise meinen Impuls unter die Überschrift „Das große JA!“ gestellt. Und nun vermisst Ihr sicher genau dieses JA als eine Positionierung des neuen Vorstehers. Deshalb noch einmal ganz knapp und in einer zur Diskussion hin öffnenden Form:

Ja zu einer offensiven Gemeinschaft!

Ja zu einer professionellen Gemeinschaft!

Ja zu einer differenzierten Gemeinschaft!

Ich bin sehr gespannt, wie wir diese und weitere Positionierungen als diakonische Gemeinschaft miteinander in Richtung Zukunft durchdiskutieren werden. Ich freue mich, daran mitwirken zu können – und vielleicht lassen wir am Ende den einen oder anderen Luftballon miteinander steigen. Vielen Dank!

Andreas Theurich

Picknick auf grünem Gras – ein Zwischenruf

Eben haben wir uns vor der Mittagspause gemeinsam auf unseren Atem konzentriert. Die Hände lagen auf dem eigenen Bauch und nahmen die wiegende Bewegung des Atems auf: Gott gab uns Atem ... Vielleicht hat sich hier und da währenddessen auch der Magen gemeldet?

Gebt ihr ihnen zu essen! Logistische Herausforderung bei diesem von Corona-Auflagen geprägten Brüder- und Schwesterntag. In den Evangelien gibt es dazu unterschiedliche Erzählungen.

Als nun der Tag fast vorüber war, traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Es ist öde hier und der Tag ist fast vorüber; lass sie gehen, damit sie in die Höfe und Dörfer ringsum gehen und sich Brot kaufen.

Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Gebt ihr ihnen zu essen! ... wie viel Brote habt ihr? Geht hin und seht! ... Und er gebot ihnen, dass sie sich alle lagerten, tischweise, auf das grüne Gras ... Und er dankte und brach die Brote und gab sie den Jüngern, damit sie unter ihnen aus teilten, und die zwei Fische teilte er unter sie alle. Und sie aßen alle und wurden satt (Markus 6,30–44).

Da sitzen wir nun in kleinen Gruppen mit auferlegtem Abstand auf Papphockern, eine gefüllte Picknick-Tüte in den Händen und die Schar von Jünger_innen – meist gar nicht sichtbar – organisiert. So bilden sich Oasen der Gemeinschaft. Und



alle werden satt. Ein vertiefter Blick auf die Sättigungs-Bedürfnisse unserer Zeit.

Die Erzählung von Markus unterscheidet sich von den anderen durch einen kleinen, überraschenden Hinweis: Und er gebot ihnen, dass sie sich alle lagerten, tischweise, auf das grüne Gras. In der als öde beschriebenen Gegend sitzen Menschen in Gruppen plötzlich auf grünem Gras!

Ja, der staubige Schulhof wurde unter „Gottes Atem“ und Dank zur grünen Wiese! Ich habe sie gesehen! Markus weiß genau, was er ausdrücken möchte: Ein Bild für das große JA, wenn Öde zur Oase wird. Ein ermutigendes Bild für diakonische Gemeinschaft.

Solche Verwandlung war atmosphärisch auch sonst zu spüren.

Jan-Peter Wilckens

Eindrücke vom Einsegnungs- und Aufnahmegottesdienst

Zwei in einem und Corona

Es sollte ein Gottesdienst sein: Die Einsegnung der Diakone und Diakoninnen der Nordkirche und die Aufnahme in die Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses. In diesem Jahr kam dazu die Herausforderung, den Gottesdienst mit dem nötigen Hygienekonzept zum Schutz vor dem Covid-19-Virus zu planen.

Im Diakonenbüro und bei der Konvikmeisterin liefen die Fäden zusammen. Die Bischofskanzlei von Bischöfin Kirsten Fehrs war gute Partnerin in der Planung für den Gottesdienst. Das Landeskirchenamt bearbeitete die vierzehn Anträge zur Einsegnung, das Diakonenbüro die sieben Anträge zur Aufnahme.

Freude

Die Glocken läuten, die angehenden Diakoninnen und Diakone stehen in einem großen Kreis – mit Abstand – auf dem Vorplatz der Dreifaltigkeitskirche. Die strahlenden Gesichter werden von der Sonne begleitet an diesem späten Sommertag und doch ist auch eine Aufregung und Spannung zu spüren, da mit diesem Tag nun tatsächlich das Studium und die Ausbildung abgeschlossen werden. Mit dem Segen der Bischöfin ziehen wir in die Kirche ein. Trotz oder gerade we-

Die Musik bot einen Ausgleich für den fehlenden Gemeindegesang. Das Solo von Orgel und Trompete, der Gesang von Bischöfin Fehrs und Bruder Axel Mangat und sein Gitarrenspiel wurde zum echten Höhepunkt des Gottesdienstes.

Für unsere Gemeinschaft war der Gottesdienst in vielerlei Hinsicht eine Premiere. Das Selbstverständliche, dass Einsegnung und Aufnahmen auch liturgisch zusammengehören, wird zu zwei eigenständigen Teilen in der Liturgie. Diese Erfahrung haben wir dieses Jahr das erste Mal deutlich erlebt. Wie wurde der Gottesdienst also empfunden? Vier Teilnehmende berichten von ihren Eindrücken.

gen der derzeitigen Situation war es ein Gottesdienst der besonderen Art. Nach einem Studium, in dem wir in den letzten drei Jahren durch kritische Auseinandersetzungen und produktive Gespräche unsere diakonische Haltung und Identität ausgeprägt und entwickelt haben, wurde mit viel Liebe und Anerkennung unser Abschluss gewürdigt. Auch wenn wir im Gottesdienst nicht singen durften, wurden durch die gespielten Lieder und liebevollen Worte dennoch Erinnerungen an all die großartigen Erlebnisse und Er-

fahrungen wach, die mich in dieser Ausbildung begleitet haben. Gern erinnere ich mich an die gemeinsame Israelreise, die Kirchentage und die vielen besonderen Momente bei uns im Rauhen Haus. Waren wir vor drei Jahren noch Kommilitonen und Kommilitoninnen, sind wir im Laufe der Zeit Freunde und Freundinnen geworden und nun sogar Brüder und Schwestern. Dafür bin ich dankbar und freue mich über die Würdigung, die wir an diesem Tag durch die Evangelische Hochschule, die Landeskirche und die Brüder- und Schwesternschaft erfahren haben.

Nico Mahrt-Thomsen

Innig

Der Einsegnungsgottesdienst der Diakoninnen und Diakone hatte für mich eine ausgesprochene Tiefe – gerade in Anbetracht der pandemiebedingten besonderen Situation war die Stimmung sehr dicht, die Gemeinschaft sehr innig. Es war spürbar: Jeder und jede ist zutiefst dankbar, diesen Gottesdienst jetzt feiern zu können, in der Gemeinschaft mit den Schwestern und Brüdern, und mit Gott in ihrer Mitte. Ein sehr berührender Gottesdienst!

Pastorin Tatjana Pfendt,

Persönliche Referentin der Bischöfin

Widersprüchlich

Sehr widersprüchlich und eigenartig im Wortsinne habe ich den diesjährigen Einsegnungs- und Aufnahmegottesdienst erlebt. Ein wunderbarer Beginn. Bevor der Gottesdienst losging, konnte ich mit etwa

fünf anderen dem Einsingen von Kirsten Fehrs und Axel Mangat lauschen, das die fast leere Kirche gefüllt und erfüllt hat. Im Gottesdienst dann noch einmal. Die coronabedingten Lücken auf den Bänken waren nicht überraschend, aber doch eigenartig: einsam sitzen in Gemeinschaft.

Wirklich widersprüchlich war dann die Trennung von Einsegnung und Aufnahme. Die Freude, dass so viele sich einsegnen lassen, die ich in ihrem Studium erleben und begleiten durfte, stand im Kontrast zu der sichtbaren Trennung in Eingesegnete und Aufgenommene. Zwei Kreise, zwei Rituale. Das provoziert ungewollt Bilder von unterschiedlichen Sorten von Geschwistern, obwohl sie das nicht sind!

Die Konsequenzen des Diakonengesetzes wurden sehr spürbar und sehr sichtbar. Das hat Fragen zurückgelassen, mit denen ich aus dem Gottesdienst gegangen bin und die mich weiter bewegen. Wer hatte welche Rolle in diesem Gottesdienst und wie sieht das künftig aus – Hochschule, Nordkirche, Brüder- und Schwesternschaft? Kann dies ein Festgottesdienst und Höhepunkt der Brüder- und Schwesterntage bleiben (das war es für mich bislang immer)? Und weiter gedacht: Welche Rolle hat unsere Gemeinschaft für das Diakoniat und die Kirche? Diese Frage ist nicht neu, nach dem Gottesdienst aber lebendiger und drängender. Dass die Predigt selbst kraftvoll, politisch und klar war, hat die Widersprüchlichkeit nicht aufgelöst, mit der ich nach Hause gefahren bin, eher im Gegenteil.

Tilman Lutz



Gruppenbild mit neuen Brüdern und Schwestern: Kirsten Fehrs, Andreas Theurich, Martin Leimbach, Dirk Drewelow, Maria-Katharina Schulz, Friederike Stöver, Nico Mahrt-Thomsen, Luise Westecker, Brigitte Wever, Claudia Rackwitz-Busse (von links, es fehlt Marie-Josephine Gomolzig)

Zwei Gottesdienste

Am liebsten hätte ich im Rückblick einen eigenen Gottesdienst nur zur Aufnahme in die Brüder- und Schwesternschaft gefeiert, mit den dann schon irgendwo anders (Michel?) eingeseigneten neuen Schwestern und Brüdern. Von ganzem Herzen!

Die ganze Zeit dachte ich beim Feiern, ob die Geschwister, die (jetzt noch) nicht aufgenommen werden wollten, überhaupt mit der Beteiligung der Brüder- und Schwesternschaft an „ihrer“ Einsegnung einverstanden waren?

Im besten Fall waren sie es. Was aber, wenn beim nächsten Mal jemand das nicht möchte? Was hat unsere Gemein-

schaft noch mit der Einsegnung zu tun? Diese ist aus meiner Sicht jetzt ausschließlich eine Veranstaltung der Landeskirche.

Und schon sind wir mitten im Thema, welchen Platz die Diakonie in der verfassten Kirche hat. Und dass wir uns bis heute nicht gut und vernünftig geordnet haben. Ich sehe hier eine ungeklärte Verzahnung von Aufträgen in der Nachfolge Jesu. Die Entscheidung, die Gemeinschaftsbindung aus dem Gesetz zu streichen, war vielleicht der Anfang einer notwendigen Reformation unserer Kirche, die wehtun könnte und die uns mit alten Traditionen brechen lässt. Aber wovor sollten wir uns fürchten?

Guido Merten

Ältestenratswahl 2020

Bericht des Nominierungs- und Wahlausschusses für die Wahl zum Ältestenrat 2020



18

Mit großer Freude hatten wir, Marco Schramm, Brigit Dethlefs und Runhild Jasper-Koch, die Arbeit als Wahl- und Nominierungsausschuss übernommen. Wir haben in guter Weise zusammengearbeitet. Die Mitglieder wurden im März 2020 über das Wahlverfahren informiert.

HALLO, DAS SIND WIR!

Der neue Ältestenrat trifft sich knapp drei Wochen nach seiner Wahl – coronagerecht mit Abstand, aber mit sehr viel Elan – im Rauhen Haus. Keine Anreise ist zu weit, ob von München oder Kiel. Das klappt schon gleich sehr gut. Alle freuen sich auf die Zusammenarbeit und die Aufgaben für die Amtszeit von 2020–2024. Auf gutes Gelingen!



Martin Leimbach, Ute Zeißler, Reinhard Förtsch, Brigitte Wever, Nicola Ahrens-Tilsner, Niclas Rabe, Dagmar Krok, Andreas Theurich und Claudia Rackwitz-Busse (von links)

Im Mai 2020 haben wir aus den eingereichten Vorschlägen den Wahlaufsatz erstellt.

Unser Dank geht an alle Kandidatinnen und Kandidaten, die sich zur Wahl gestellt haben.

Von der Möglichkeit der Briefwahl haben coronabedingt viele Brüder und Schwestern Gebrauch gemacht. Unsere Aufgaben endeten mit der Durchführung der Wahl zum Ältestenrat in der Mitgliederversammlung am 12. September 2020. Aus den 138 gültigen Stimmzetteln der



Helen Joachim, Nicola Ahrens-Tilsner, Claudia Rackwitz-Busse, Andreas Theurich, Dagmar Krok, Fried Germer, Niclas Rabe und Stefan Harms (von links; nicht mit auf dem Bild: Alexandra Koch)

19

RÜCKSCHAU BEI EINEM GUTEN TROPFEN Grazie! Der spätsommerliche Abend am Hamburger Hafen verlieh dem Dankeschön an den alten Ältestenrat ein italienisches Flair. Mit Genuss und etwas Wehmut schauten alle auf die vier Jahre gemeinsamer Arbeit im Ältestenrat zurück. Dem Ältestenrat gehörte bis Februar 2019 auch Runhild Jasper-Koch als gewählte Vertreterin der Delegiertenversammlung an, die von Alexandra Koch in der Legislaturperiode abgelöst wurde. Die Amtszeit von 2016 bis 2020 wurde nie langweilig. In sechzehn Sitzungsterminen im Rauhen Haus und bei zwei Klausurtagungen in Eisenach und Hephata wurden vielfältigste Themen bewegt und beraten. Zwei Brüder- und Schwesterntage und die Mitgliederversammlungen hat der Ältestenrat verantwortet. Das Diakonendienstgesetz (DGpDG) bestimmte bis zu seinem Beschluss in der Landessynode die kirchenpolitische Arbeit.

Dazu gehörte auch das Treffen des Ältestenrates mit Landespastor Dirk Ahrens und Katharina von Fintel aus der Kirchenleitung. Im Sommer 2019 gestaltete der Ältestenrat die Segensandacht und die Verabschiedung der Brüder- und Schwesternschaft von Bruder Friedemann Green, der als Vorsteher der Stiftung Das Rauhe Haus in den Ruhestand ging. Pastor Dr. Andreas Theurich übernahm das Amt des Vorstehers ab Oktober 2019. Auf einer Klausur wurden miteinander Schwerpunkte für einen Zukunftsprozess gesetzt. Die Themen wurden an den neu gewählten Ältestenrat weitergegeben. Die Zusammenarbeit der Brüder und Schwestern war immer kollegial und professionell. Es war allen eine Herzensangelegenheit, die Leitung der Gemeinschaft hoch engagiert und motiviert umzusetzen. Herzlichen Dank dafür an alle!

Briefwahl und 62 gültigen, direkt abgegebenen Stimmzetteln folgt das Wahlergebnis:

In den Ältestenrat wurden **Ute Zeißler, Dagmar Krok, Reinhard Förtsch, Niclas Rabe** und **Nicola Ahrens Tilsner** gewählt.

Sie bilden zusammen mit den über die Delegiertenversammlung gewählten Mitgliedern **Martin Leimbach** und **Brigitte Wever** den Ältestenrat für die Legislaturperiode 2020–2024. Herzlichen Glückwunsch!
Runhild Jasper-Koch

Ein Beispiel ist uns gegeben

Im griechischen Lager sitzen tausende Geflüchtete auf der Straße, aus brennendem Lager einmal mehr geflüchtet. Betroffenheit auf der einen und Impulse, diese Menschen nicht allein zu lassen, auf der anderen Seite, treffen auf administratives Gerangel auf politischer Ebene. Unerträglichkeit und eigene Hilflosigkeit machen sprachlos.

So bin ich auf dem Weg zum Brüder- und Schwesterntag und machte Station bei BROT UND ROSEN. Ich bin zum Frühstück eingeladen und sitze am Tisch der Diakonischen Basisgemeinschaft in Hamburg. Unsere Schwester Birke Kleinwächter lebt seit fast 30 Jahren in dieser Lebensgemeinschaft und bietet mit weiteren Gastfreundschaft für obdachlose Flüchtlinge.

Wenn ich mich in Hamburg aufhalte, bin ich hier gern Gast. Da geschieht etwas Besonderes. Ich fühle mich in der oben beschriebenen Sprachlosigkeit wie aufgehoben: Die eigene Hilflosigkeit erkennen und gleichzeitig die fast selbstverständlichen Schritte zu einem gewissen Maß von Erträglichkeit wagen.

„Oft ist es zum Heulen“, schreibt ein Bundesfreiwilliger im Rundbrief der Gemeinschaft. Er hat hier für sich einen Ankerplatz entdeckt. „Ich suchte nach einem Ort, wo ich beten und arbeiten kann“, höre ich ihn seinen Einsatz beschreiben.

Ich entdecke das Geschenk, das mir diese Gemeinschaft an der Basis macht. Mein Besuch in dieser von solcher Selbstverständlichkeit geprägten Lebensgemeinschaft bringt mich ins Gleichgewicht. Als Gast partizipiere ich und entdecke die Wohltat eines Beispiels: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, wird als Äußerung von Jesus überliefert; weniger als Mahnung mit erhobenem Zeigefinger, sondern als Ermutigung!

Ich erinnere mich, als ich mit Jugendlichen vor über 50 Jahren zum ersten Mal nach Taizé kam, an eine gewisse Beschämung. Die Art und Weise, wie wir unser Leben gestalteten, geriet angesichts der auch dort präsenten Not und der selbstverständlichen Lebensart von Einfachheit und Gastfreundschaft in Konfrontation. Der uns damals begleitende Bruder der Gemeinschaft von Taizé, dem ich heute noch freundschaftlich verbunden bin, gab uns dieses auf den Weg: „Freut euch über diesen Ort von Gemeinschaft und Engagement und entdeckt eure Möglichkeiten dort, wo ihr seid.“ So wurde Taizé für mich bis heute ein Ort der Orientierung.

Diese diakonische Basisgemeinschaft in Hamburg ist ein Ort der Freude und der Orientierung. Sie ist Ort der Vision, die sich im Hebräer-Brief so anhört: „Vergesst die Gastfreundschaft nicht, durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.“ (Hebräer 13,2)

Nach dieser erneuerten maßgeblichen Erfahrung bin ich beim Brüder- und Schwesterntag unter dem Thema „Das große Ja“ von der Frage berührt, wie die Kirche in Zukunft aussehen wird. Wie ein Gasthaus, zitiere ich den verstorbenen Theologen Jörg Zink. Er hatte immer den Blick der Verwandlung, die im genannten Brief an die Hebräer bildhaft Sprache findet. Welch eine Perspektive, wenn in Gäs-

ten Engel erkannt werden!

Ich kann nur jedem empfehlen, als gerngesehener Gast an verschiedenen Angeboten dieser Gemeinschaft hin und wieder teilzunehmen, um dem Selbstverständlichen Raum im Bewusstsein zu geben und ermutigt zu gestalten und zu handeln.

Ein Beispiel ist uns gegeben!

Jan-Peter Wilckens

Auf dünnem Eis

Gedanken zu Corona im ersten Lockdown mit der Erfahrung des zweiten

Diesen Text habe ich für einen Osternachtsgottesdienst geschrieben, den ich mit zwei Kolleginnen, alle ohne Erfahrung mit dem Medium, per Zoom gestaltet habe. Mittlerweile haben wir einen relativ entspannten Sommer hinter uns und befinden uns, nicht ganz unerwartet, im zweiten Lockdown. Der trifft uns einerseits mit mehr Routine, andererseits mit schwindender Kondition und schwächerem Nervenkostüm. Insgeheim hatten wir wider besseren Wissens alle gehofft, wir wären noch einmal davongekommen. Und auf die Kraft des nahenden Frühlings und Sommers können wir gerade auch nicht hoffen. Stattdessen düstere Aussichten fürs Weihnachtsfest.

Ich lese den Text und merke, ich fühle immer noch das Gleiche.

Eigentlich geht es mir doch ganz gut. Kein Grund zum Klagen: Ich bin nicht allein; bin mit Mann, Tochter und Enkel unter einem Dach. Wir kochen uns jeden Tag etwas Schönes und entdecken Hamburg per Rad ganz neu, Sonnenuntergänge hoch über der Elbe. Ich habe Kontakt zu vielen Menschen, telefoniere häufig mit meiner Mutter. Wir treffen uns mit Abstand als Nachbarschaft im Hof. Technisch bin ich gut ausgestattet und das Homeoffice funktioniert, ich genieße sogar das Fehlen der vielen Termine. Und das Wichtigste: Wir sind alle gesund. Mittlerweile sitze ich in Quarantäne, mein Mann macht eine milde Coronainfektion durch und ich hoffe, dass ich verschont bleibe (der Test ist negativ ausgefallen).



Was ist dann los mit mir? Wo ist meine Phantasie, wo meine Energie geblieben, Neues anzupacken, die Zeit für die Planung zukünftiger Projekte zu nutzen? Warum bin ich so verhalten, wie ausgebremst?

Ich habe ein Bild dafür gefunden. Ich sehe einen See, mitten im Wald, idyllisch, das Wetter ist schön, der Himmel strahlend, es ist völlig ruhig bis auf die Vögel, die unbeirrt zwitschern und den Frühling besingen.

Was stimmt nicht? Der See ist trotz der frühlinghaften Temperaturen zugefroren. Und ich, ich stehe in seiner Mitte, allein auf weiter Fläche, kein Mensch bei mir oder am Ufer zu sehen. Ich bin allein. Wenn ich mich in eine Richtung bewegen will, vielleicht zu Fragen wie: Können wir

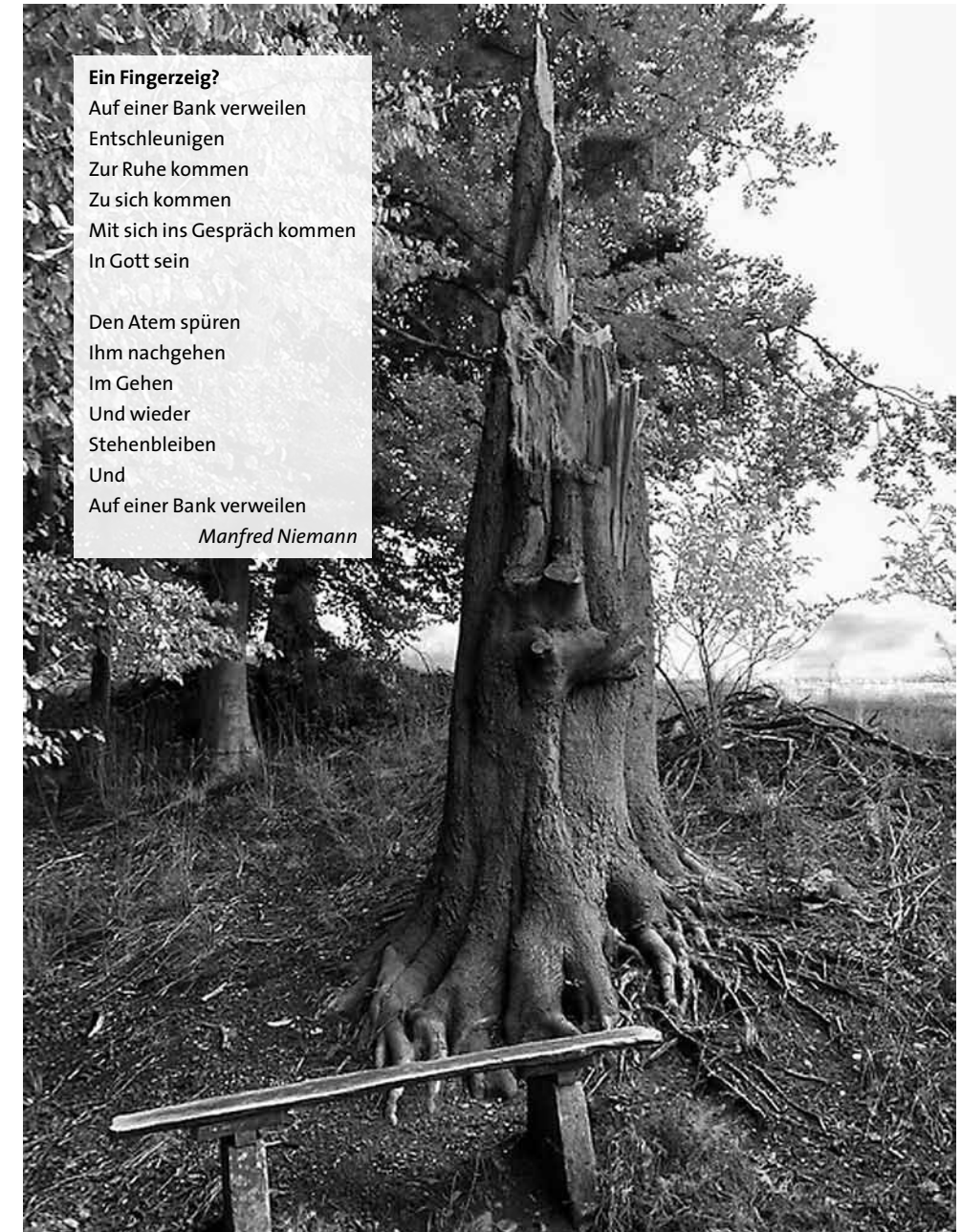
es schaffen, gesund zu bleiben?, fängt das Eis bedrohlich an zu knacken, ich sehe das schwarze Wasser unter mir und ziehe meinen Fuß zurück ...

Was wird mit der Kultur und all den freischaffenden Künstler_innen? Wie kann sich die Wirtschaft erholen, ohne dass unendlich viele Menschen in Armut stürzen, wie überstehen gestresste Familien das Eingesperrtsein ohne Aggressionen, wie die Alten die Isolation? Fragen über Fragen.

Egal auf welche ich mich zubewege, nach wenigen Schritten knackt das Eis, droht rissig zu werden. Aus Angst vor einem echten Einbruch in dunkle Tiefen verharre ich auf der Stelle. Keine Hilfe vom rettenden Ufer ... Meine Füße werden kalt, ich friere und verharre.

Ute Zeißler

Klosterwochenende in Nütschau



Ein Fingerzeig?

Auf einer Bank verweilen
Entschleunigen
Zur Ruhe kommen
Zu sich kommen
Mit sich ins Gespräch kommen
In Gott sein

Den Atem spüren
Ihm nachgehen
Im Gehen
Und wieder
Stehenbleiben
Und

Auf einer Bank verweilen

Manfred Niemann



Trotz allem verlieren wir nicht den Humor. Erkennt ihr uns?

Wochenendkonvikt

des Konvikts Niedersachsen, 19.–21. 6. 2020

Darf Mensch sich in „Corona-Zeiten“ treffen? Ja, Mensch darf: unter Einhaltung der Abstände, mit Tragen von Mundschutz und ohne herzliche warme Umarmungen.

Der Jugendhof Sachsenhain in Verden hatte uns ein Tagungshaus zur alleinigen Benutzung zur Verfügung gestellt.

Das Mittagessen wurde im Schichtsystem angeboten und die vorgegebenen Hygienemaßnahmen ließen sich problemlos einhalten.

Wir wollten organisatorische Aufga-

ben besprechen und verteilen sowie unsere bisherige Konviktleitung, Doris Paland, verabschieden.

Ebenso wählten wir eine neue Leitung: Annegret Warnecke.

Zum Glück stellte sich unser Finanzexperte Günter Zimmermann weiterhin für die Konviktkasse zur Verfügung.

Und wie sich auch für die Delegiertenversammlung Bereitwillige fanden, gibt es Mitwirkende für manche Aufgaben, die ein Gelingen des Konviktlebens möglich machen. Darüber sind wir froh.

Nun hatten wir das Glück, uns thematisch von Doris zu Fragen unserer Lebens- und Glaubensbiographie führen zu lassen.

Die Antworten, die wir fanden oder uns erarbeitet haben, zeigten tiefe Wurzeln der jeweiligen „Lebensbäume, Lebensträume“ und erlaubten Blicke in spannende Leben unserer Geschwister der Brüder- und Schwesternschaft. Und ich fühlte mich sehr bereichert durch die Offenheit und das große Vertrauen, das sich immer wieder in den Gesprächen und im Austausch offenbarte.

Somit gab es trotz der Abstandsregeln sehr viel Nähe, die wohltuend ist in diesen Zeiten!

Und wie die Künstler bei den CD-Projekten zu Hesse und Rilke die wunderbaren Texte mit Musik untermalen, haben wir in unserem selbstgestalteten Gottesdienst zu Hebräer Kapitel 11, Vers 1 die Melodien gesummt und die Liedtexte wurden gesprochen. Das war eine schöne Erfahrung, da unser Summen von dem wunderbaren Gitarrenspiel von Frank begleitet wurde.

Ich kann die gesamten Denkanstöße oder Arbeitsschritte, die wir erarbeitet haben, hier nicht wiedergeben, dennoch ein kleiner Denkanstoß für alle:



Ein wunderbares Dankschön für die alte Konviktälteste, eine echte Überraschung

Sucht Euch doch mal eine Bibelstelle aus und arbeitet heraus, warum Ihr gerade diese gewählt habt und was euer Leben damit zu tun hat.

Und wenn Ihr hin- und herdenkt und euch vergegenwärtigt, was das mit eurem Leben zu tun hat oder dann doch nicht (Ambivalenzen sind normal und gehören zum Leben), seid ihr auf der Spur des Lebens und ihr findet die Quellen, die euch nähren.

Wenn ihr einem Gegenüber die Auswahl eures Bibelzitates erklärt, kann diese, dieser kleine Notizen formulieren und ihr findet darin eure Ressourcen.

Zum Weiterlesen: „ Zum Amen gehört das Aber“ von dem Pastoralpsychologen Michael Klessmann.

Christiane Rose

Leben in einer Warteschleife

Ein Erfahrungsbericht über die Situation von Geflüchteten in Griechenland

Im Rahmen eines Stipendiums des Zentrum für Mission und Ökumene war ich, Julia Stoeckert, nach meiner Einsegnung in die Brüder und Schwesternschaft von November 2018 bis Ende Juli 2019 in Thessaloniki. In dieser Zeit bekam ich einen kleinen Einblick in die Situation von Geflüchteten in Griechenland.

Mein Einsatzort war die Nähwerkstatt des Projektes NAOMI. Dort habe ich mit einer zweiten Stipendiatin Produktionen für externe Auftraggeber organisiert und geleitet. Unter anderem haben wir 600 T-Shirts sowie 1.000 Stoffbeutel und Rucksäcke nähen lassen. Außerdem haben wir aus den Decken, die in Idomeni vom UNHCR verteilt wurden und nach der Räumung des Lagers 2015 auf der Wiese liegen geblieben und von NAOMI gereinigt worden sind, kleine Taschen (Federtaschen, Geldbeutel ...) entwickelt, Schnittmuster erstellt und ein kleines Team angeleitet, das diese Taschen auch nach unserem Einsatz alleine weiterproduziert. Die Menschen können sich über diese Produktion ein kleines Taschengeld dazuverdienen.

Darüber hinaus haben wir an zwei Tagen in der Woche ein Open House veranstaltet, an dem die Werkstatt für jeden offen stand, der oder die nähen wollte.

Wir waren da, haben mit Tee, Wasser und Musik für gute Stimmung gesorgt, ansonsten war es ein Ort des Austausches, der Gemeinschaft, des Arbeitens für sich oder Freunde, der Gespräche und der Ruhe.

Ich habe in der Zeit viele interessante Menschen kennengelernt, mit denen ich über das Nähen ins Gespräch gekommen bin. Zu einigen hat sich ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt. In diesen Gesprächen wurde mir viel von ihrer Lebenssituation berichtet. Zum Beispiel: Eine fünfköpfige Familie aus Nigeria wartete seit 15 Jahren auf eine Entscheidung in ihrem Asylverfahren, mit eher schlechter Perspektive, obwohl die drei Kinder in Griechenland geboren sind und in die Schule gingen. Da sie vor 2015 Griechenland erreicht haben, bekamen sie trotz fehlender Anerkennung keine Wohnung und Cash Card.

Ein junger Mann ohne Familie hielt sich inoffiziell bei Freunden in einem Container im Lager auf. Er hätte gern gearbeitet, was ihm zunächst nicht gestattet war, da er keine Steuernummer hatte. Trotz Geldsorgen und einer absolut ungewissen Perspektive war er immer unglaublich freundlich, positiv und motiviert (er lernte erfolgreich Englisch und Griechisch

parallel). Wie ich inzwischen erfahren habe, hat er nach 1,5 Jahren eine Steuernummer und arbeitet immer wieder in schlecht bezahlten Gelegenheitsjobs.

Im Frühjahr 2019 hat sich die Versorgungslage für anerkannte Geflüchtete deutlich verschlechtert. Im Asylverfahren bekommen die Menschen über UNHCR und IOM eine Unterkunft und eine Cash Card mit monatlich 150 Euro pro Erwachsenen und 75 Euro pro Kind (für maximal fünf Kinder). Dieser Betrag ist zu gering, da die Lebensmittelpreise in den Supermärkten höher sind als in Deutschland.

Für Menschen mit einer Anerkennung gilt das griechische Recht, das heißt, die Menschen müssen aus ihren geförderten Wohnungen ausziehen und bekommen keine Cash Card mehr. Dies wird seit 2019 ohne Ausnahme umgesetzt. Für Griecheninnen gibt es nur eine eingeschränkte Sozialversorgung (Arbeitslosengeld für ein Jahr und Krankenversicherung nur in Kombination mit einem Arbeitsvertrag), das bedeutet, dass diesen Menschen mit Anerkennung ohne festen Wohnsitz keine Krankenversicherung und keine finanziellen Mittel zur Verfügung stehen!

In einigen Stadtteilen Thessalonikis wohnen viele Menschen in baufälligen oder leerstehenden Häusern. Aber auch mitten in der Stadt sah ich viele Menschen, die auf den Plätzen oder in Parks geschlafen haben.

Während ich dies schreibe, finde ich, dass es sehr nüchtern klingt. Eine Bestandsaufnahme aus der Ferne, gut ver-



Pragmatisch unterwegs – Julia Stoeckert

sorgt in Deutschland. Doch ich sehe die Menschen konkret vor mir, mit denen ich gearbeitet, gelacht, manchmal geweint oder auch gebetet habe. Ich kenne sie und zum Teil ihre Geschichten. Ich habe ihnen in die Augen geschaut. Das füllt diese Situation mit Leben und zwar dramatisch, denn es geht um Menschen. Meist junge, die ihr Leben vor sich haben, die dieselben Wünsche ans Leben haben wie wir: In Sicherheit selbstbestimmt ihr Leben gestalten zu können. Arbeit und Familie sind ein Teil davon. Gesundheitsversorgung eine notwendige Bedingung. Viele kommen mit großer Energie, Hoffnung und Tatendrang nach Griechenland, haben einen Plan – doch dann heißt es erstmal warten! Warten auf einen Platz in einem Lager. Warten auf einen Termin

bei einer der Beratungsstellen. Warten bei der Ausländerbehörde. Warten, warten, warten. Und immer wieder werden sie unverrichteter Dinge weggeschickt. Es ist kräftezehrend und ermüdend. Ich mit meiner deutschen Sozialisation bin daran immer wieder verzweifelt, obwohl ich nur Beobachterin war.

Während meines Aufenthalts war ich zweimal auf Lesbos. Ich dachte mir, wenn ich schon mit Fragen an den Umgang mit Geflüchteten an den EU-Außengrenzen nach Griechenland gekommen bin, dann muss ich auch dahin gehen, wo es für mich möglicherweise schmerzhaft wird. Schon die Fährfahrt hat mich tief erschüttert. Auf der großen Fähre war ich sicher, hatte alles dabei, was ich für eine Woche zu brauchen meinte. Doch was wäre, wenn wir zwischen Lesbos und der türkischen Küste Schlauchboote in Seenot kreuzen? Nehmen wir sie auf? Es war stürmisch und kalt, kein gutes Wetter um in einem Schlauchboot zu sein – die Fähre hat kein Schlauchboot gekreuzt.

Lesbos hat mich tief berührt. Ich wurde mir meiner Privilegien besonders bewusst. Mir war es sehr unangenehm, nach meiner Herkunft gefragt zu werden. Es kam mir unangemessen vor, dass mir die Geflüchteten sagen, wie gut sie Angela Merkel finden, während wir vor Moria stehen. Vor einem abgeschotteten Lager im Olivenhain in den Bergen mitten auf Lesbos, dennoch gut versteckt. Ein Lager, durch das die Regenfälle der letzten Tage rauschen, in dem es nach Müll und

Fäkalien stinkt und in dem Menschen gezwungen werden, zu warten! Und nichts anderes zu tun. Zu warten, bis ein Container frei wird, zu warten, bis die Ärzte und Sozialarbeiter_innen der NGOs wieder arbeiten dürfen, zu warten, bis die griechischen Behörden ihre Anträge aufnehmen und darüber entscheiden, zu warten, bis sich die EU über eine Migrations- und Asylpolitik einigt.

Heute, ein paar Wochen nach dem Brand im Lager Moria, sieht es nicht besser aus. Die Arbeit von NGOs auf Lesbos wird schon seit Anfang des Jahres massiv von Behörden und Bürgern behindert und bedroht. Die Geflüchteten im neuen Lager „Moria 2.0“ sind dem Wetter und Meer mehr denn je ausgeliefert, das Lager liegt direkt am Wasser, die Ausstattung ist noch schlechter. Es werden immer wieder Menschen aufs Festland, auch nach Thessaloniki, verlegt. Dort sind die Lager schon lange überfüllt. Die Versorgungslage ist insgesamt schlecht.

Im Oktober konnten Frontex und der griechischen Polizei Pushbacks nachgewiesen werden. Von Pushbacks wurde mir aus der Region Evros, Bulgarien und Serbien immer wieder berichtet. Dies alles dient der Abschreckung, doch die Zahl der Ankommenden ist zwar geringer als 2015, aber dennoch konstant hoch.

Wer mehr über meine Erfahrungen und Erlebnisse wissen möchte oder fragen an Unterstützungsmöglichkeiten hat, darf sich gern bei mir melden: juliastoeckert@web.de *Julia Stoeckert*



Rauhhäusler Diakone auf Sansibar

Wie kamen Rauhhäusler Diakone um 1890 nach Sansibar und was machten sie dort?

Diese Frage stellte sich mir, als ich kürzlich in der Biografie des „Pionier-Missionars“ Ernst Johanssen las und auf die Zeilen weiter unten stieß*. Vor kurzem, auf einem Treffen von Tansania-Freunden, sprach ich darüber auch mit den Rauhhäusler Geschwistern Karen Bossow und Ehepartner Wolfram Gauhl. Er sagte, ich möge das doch für den Boten aufschreiben und gab so den Anstoß zu diesem Text. Ich muss zum Verständnis etwas ausholen.

Der historische Kontext

Mit der Berliner Konferenz 1884/85 wurde Deutschland Kolonialmacht. Schon vorher gab es, vor allem in Afrika, brutale Unterwerfungs-Expeditionen, so auch in

Ostafrika. Sansibar war vom Interessenkonflikt zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen überzogen. Die Deutschen gingen davon aus, dass Sansibar ihnen in Zukunft gehören würde. Durch

* Ernst Johanssen: Führung und Erfahrung in 40-jährigem Missionsdienst, Bd. I, Seite 46 ff.

Handelsniederlassungen und diverse Infrastrukturmaßnahmen versuchten alle ihren Einfluss zu festigen. Die Franzosen und Engländer hatten jeweils ein Krankenhaus, die Deutschen nicht. Das änderte sich aber bald. Sansibar wurde dann 1890 britisch, während Deutschland dafür Helgoland erhielt.

1891 begegnet E. Johanssen den Rauhhauslern

Er berichtet: „Meine Anfangsarbeit in Sansibar. Am 3. März [1891] landeten wir nach einer zum Teil stürmischen Überfahrt im Hafen von Sansibar. Ein kleines Boot wurde an unseren Dampfer herangerudert, zwei Europäer stiegen aus, kletterten die Schiffstreppe hinauf und fragten nach uns; es waren Diakon Schönfelder vom Rauhen Haus und Pastor Worms, die dort in unserem Krankenhaus arbeiteten [...] In Sansibar hatten wir seit dem Jahr 1888 ein Krankenhaus, um Deutsche zu pflegen und um Eingeborene poliklinisch zu behandeln [...] Unsere Mission [Anmerkung: Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, später Bethel-Mission, jetzt Vereinte Ev. Mission mit Sitz in Wuppertal] hatte hier 1888 ihre Arbeit begonnen.“ Seinerzeit, schon lange, bevor diese Mission nach Bethel kam, engagierte sich Pastor v. Bodelschwingh (Bethel) in der Gesellschaft und war der Meinung: „Diakonie in jeder Form mit dem Dienst am Wort zu vereinigen als unerlässlich bei der Bildung einer heidenchristlichen Gemeinde [...]

Bevor Bethel in den Riß trat, hatten schon andere Anstalten der Inneren Mission unserer Gesellschaft Arbeiter gestellt, zuletzt das Rauhe Haus.“ Natürlich möchte man mehr wissen, was für ein Mensch war Schönfelder, wie kam es dazu, dass er nach Sansibar ging? Wer waren die „Arbeiter“?

Neuaufgabe nach 75 Jahren

1963 trat ich selbst, als Rauhhausler von der Bethel-Mission entsandt, in die Fußstapfen von Schönfelder und Co. Das ist mir natürlich jetzt erst bewusst geworden. Ich war nicht in der Krankenpflege tätig, sondern für die Kirchenboote auf dem Viktoria-See zuständig und engagierte mich in der Jugendarbeit. Vor meinem ersten Heimaturlaub 1967 fragte mich Bischof Josiah Kibira, ob es denn nicht möglich wäre, dass im Rauhen Haus zwei junge Männer zu Diakonen ausgebildet werden könnten.

Er hatte durchaus eine genaue Vorstellung von Diakonen, denn er studierte Anfang der 60er Jahre in Bethel an der Kirchlichen Hochschule.

Ich habe dann bei einem Besuch im Rauhen Haus diese Bitte vorgetragen. Sie wurde nach Beratungen positiv beschieden. So kamen dann Salomon Bukambo und Obadiah Mukuta von 1970 bis 1979 nach Hamburg. Während heute die Verbindung zu Salomon Bukambo nicht mehr wirklich besteht, kann man aber doch sagen, dass seine Ausbildung im Rauhen Haus bis heute in seinem per-

sönlichen und beruflichen Wirken positiv nachwirkt.

Wie wir alle wissen, ist die Beziehung zu Obadiah Mukuta und seiner Frau Adela bis heute sehr intensiv. Das Konvikt Rheinland-Westfalen engagiert sich federführend. Es hat immer wieder Besuche hin und her gegeben. Dann besuchten 2017 der Sohn Muganyizi und die Tochter Neema die Brüder- und Schwesternschaft.

Frühjahr 2020

Im Boten Nr. 1 vom Juli 2020 beziehungsweise dem beigelegten Reisetagebuch haben wir Aufzeichnungen von einer Rauhhausler Gruppe gelesen, die Tansania besucht hat. Der Schwerpunkt lag bei Besuchen von Gemeinden und Einrichtungen der Lutherischen Kirche im Norden. Offensichtlich hat es beeindruckende Begegnungen und erfreuliche Erfahrungen gegeben, zumal Obadiah und Frau Adela aus Karagwe angereist waren, um die Geschwister aus dem Rauhen Haus zu treffen.

Was bleibt?

Wenn ich das richtig sehe, gibt es im Rauhen Haus, in der Brüder- und Schwesternschaft niemanden, dem der geschicht-

liche Ursprung der Tansania-Beziehung bewusst ist. Wäre es nicht angesichts der heutigen intensiven Beziehungen zu Obadiah Mukuta und auch anderen partnerschaftlichen Verbindungen nach Tansania durch Brüder, zum Beispiel Joachim Kirchhefer, auch nach Karagwe, wünschenswert, im Archiv des Rauhen Hauses nachzuforschen, wie seinerzeit alles vor sich ging, Aufträge, Motivationen? Was ist aus Bruder Schönfelder und den anderen geworden? Wie haben sich ihre Erfahrungen in der Bruderschaft niedergeschlagen?

Wäre die Entfernung nach Hamburg nicht so groß, ich würde mich sehr gerne darauf einlassen, im Archiv zu arbeiten. Dazu gehörte auch, den Spuren der Ev. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika nachzugehen, nämlich im Archiv der Vereinten Ev. Mission Wuppertal, die alle Dokumente der Bethel-Mission übernommen hat. Vielleicht gibt es jemand aus der diesjährigen Reisegruppe, der daran Interesse hätte.

Den Bogen weiter gespannt: Könnte es ein Thema sein für eine Bachelor-Arbeit an der Hochschule mit erweiterten Fragestellungen zu eventuell anderen „exotischen“ Diakonen-Laufbahnen?

Johannes Paehl



Pastorin Ute Reckzeh, die neue Seelsorgerin des Rauhen Hauses

Mit Musik geht vieles besser

Neue Seelsorgerin im Rauhen Haus

Seit dem 1. Juni hat Das Rauhe Haus eine neue Seelsorgerin. Pastorin Ute Reckzeh übernahm das Amt von Corinna Peters-Leimbach, die im Februar verabschiedet worden war. Die 55-Jährige bringt vielseitige Erfahrungen mit: In den letzten Jahren hat sie als Seelsorgerin in der Fachklinik für Lungenerkrankungen in Großhansdorf gearbeitet. Vorher war sie als Gemeindepfarrerin tätig, zunächst in Elmshorn und Kellinghusen und später in der evangelischen Gemeinde in der Metropole Hongkong, wo sie sich eine Pfarr-

stelle mit ihrem Mann geteilt hat. Am Rauhen Haus hat sie die Vielseitigkeit der Aufgaben gereizt und, wie sie sagt, „dass die Stiftung so einen guten Ruf hat“.

Freundlicher Empfang

Ihr Resümee nach den ersten Monaten fällt durchweg positiv aus: „Hier passt für mich Vieles gut zusammen. Die Aufgaben sind breit gefächert und ich habe einen großen Gestaltungsspielraum, um meine Ideen einbringen zu können.“ In den Einrichtungen des Rauhen Hauses,

die Ute Reckzeh auf ihrer „Vorstellungsrunde“ besucht hat, hat sie einen freundlichen und offenen Empfang erlebt. „Ich möchte meine Arbeit auch auf die Teams ausrichten“, sagt sie, „und gemeinsam schauen, was dort wichtig ist und was die Mitarbeitenden von mir brauchen können. Es gibt viele Themen, die auch eine spirituelle und geistliche Dimension haben.“

Ob Hummelsbüttel, Barmbek, Kattendorf oder Horn: Sie freut sich über die Vielfalt, mit der sie bei ihren Kontakten zu tun hat. Die Zeit der Pandemie, in der die Seelsorgerin ihre neue Stelle angetreten hat, erschwert ihre Aufgaben zwar, doch sind es eher die Möglichkeiten, mit denen sie sich beschäftigt: „Man kann eigentlich immer irgendwie etwas daraus machen, das finde ich wichtig.“

Wissen weitergeben

Ute Reckzeh hat sich in den vergangenen Jahren in verschiedenen Bereichen fortgebildet. Sterbe- und Trauerbegleitung ist beispielsweise ein großes Thema, bei dem sie ihr Fachwissen und ihre Erfahrungen gern auch weitergeben möchte. Auch eine musiktherapeutische Basisausbildung hat die Pastorin durchlaufen. „Mit Musik mache ich derzeit

unter anderem in Seelsorgegesprächen sehr positive Erfahrungen. Ich bringe gern Instrumente mit. Wenn mein Gegenüber Lust dazu hat, kann er oder sie damit experimentieren. Über den Klang und die Melodien ergibt sich dann häufig ein Zugang – auch zu Gefühlen wie Verlust und Trauer.“

Musik ist ein großer Schatz

In ihrem Büro gibt es ein Regal mit einer großen Auswahl ungewöhnlicher, aber einfach zu spielender Instrumente. Da gibt es zum Beispiel die Hapi, eine sogenannte Schlitztrommel aus Metall, mit der sich weiche, glockige Töne erzeugen lassen, oder die Sansula, einen hölzernen Quader mit metallenen Lamellen, an denen gezupft wird.

Ute Reckzeh selbst spielt virtuos Querflöte im Laiensymphonieorchester der Elbphilharmonie und freut sich, ihre Leidenschaft auch in den beruflichen Alltag einbringen zu können. „Musik ist für mich ein großer Schatz“, erzählt sie. „Auch die religiöse Konnotation passt gut. Immer schon hat Musik die Ausübung von Religion begleitet. Religion ohne Musik ist eigentlich überhaupt nicht denkbar“, sagt die Seelsorgerin lachend.

Freia Imsel

Das Licht der Welt

Andacht zum Anfang des Schuljahres Sommer 2020

Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.

Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen

Diese Sätze stammen aus der Bergpredigt, wo Jesus seine Essentials zu den Leuten bringt, die ihn hören wollen. Die Seligpreisungen gehören dazu. Wenn man den Wesenskern der Botschaft von der Liebe und des Miteinander-Teilens

und Füreinander-da-seins verstanden hat, kommt man auch mit ein paar Broten und Fischen für eine große Menge Hungeriger aus.

Jesus sagt, Ihr seid das Licht ... Er sagt nicht: In Zukunft, wenn ihr euch hart genug angestrengt habt, oder wenn ich wiederkomme, könnt Ihr das Licht sein.

Die Veränderung zum Besseren braucht keine weiteren äußeren Bedingungen, sondern geht von uns aus. Warten auf bessere Zeiten ist unnötig geworden. Wir brauchen nur auch an uns zu glauben. Vielleicht haben manche mehr Angst davor, Licht zu sein, als versteckt im Dunkeln zu leben.



Jesus wählt Bilder für unsere Vorstellungskraft, wo etwas Kleines auf das Große wirkt. Etwas Sauerteig macht das Brot gut, etwas Salz gibt dem Brot Würze, ein kleines Licht wird auch in großer Dunkelheit gesehen. Diese Bilder sollen uns ermutigen auf dem Weg der Nachfolge.

Ich selbst muss kein ganz großes Licht sein, um es etwas heller für andere machen zu können. Das leuchtet ein. Verstehen wir es als Zuspruch und nicht als überhöhten moralischen Anspruch.

Wir müssen auch nicht erst die Mehrheit sein, um etwas bewirken zu können. Viele fragen: Was kann ich denn schon bewirken? Wir sind doch viel zu wenig, wir erreichen nicht genug.

Jesus möchte nicht, dass wir in Mutlosigkeit versinken. Es geht nämlich nicht nur um uns. Menschen um uns herum sollen mitbekommen, wie gut es tun kann, wenn man anders miteinander umgeht: Kooperation statt Konkurrenz, teilen statt sammeln, vergeben statt verurteilen und Freiheit statt Furcht.

Egal, ob im Beruf oder Alltag, ich kann überall ein Stück von dem Leben, wie ich es mir für mich und andere wünsche, leuchten lassen. Das ergibt auch dann Sinn, wenn meine Lebensweise nur von einer Minderheit in der Bevölkerung geteilt wird.

Jesus wählt das Bild vom Licht, weil er weiß, die Dunkelheit braucht es. Die menschliche Problemlage ist, wie wir auch heute sehen, groß. Distanz, Krankheit, Einsamkeit, Ungerechtigkeit, Ori-

entierungslosigkeit und alles, was dem Menschen seine Würde nimmt.

Welches Bild von welchem Licht kann mir dabei helfen? Mancher ist gern ein Leuchtturm, mag die Wärme des Lichts bei einem Lagerfeuer oder einfach eine Kerze. Es geht dabei nicht darum, dass wir besser aussehen, sondern dass es anderen besser geht. Die Dunkelheit wird das Dunkel nicht überwinden.

Ein Bild, das mir hilft, ist es, wenn beim Konzert einer guten Band die Leute ihr Feuerzeug herausholen und entzünden. Da ist es wie in einer Gemeinde. Ich bin nicht allein. IHR seid das Licht. Dazu kommt das Licht, weist darauf hin, wie gut ich die Band finde und was für eine freudige Fangemeinschaft wir heute bei diesem Konzert sind.

Bei dem Bild hilft es mir, dass auch andere für mich mal ihr Licht mit hochhalten können. Wenn einmal mein Licht verschwindet, werden andere neu dazu kommen können. Es ist nicht das Ende für alle. An der Liebe wird weiter gearbeitet.

Es stimmt auch, das wissen wir zu Beginn eines Schuljahres besonders: Ich brauche Energie dafür, der Akku meiner Taschenlampe muss aufgeladen werden, bevor er verausgabt ist, darauf sollten wir alle achten. Jesus schickt Rückenwind.

Jesus sagt von sich: Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Amen

Günter Kutzke

Nachruf auf Oskar und Renate Wollner

Im April 1953 begann Oskar Wollner seine Ausbildung im Rauhen Haus. Er hatte zuvor Tischler gelernt und wollte jetzt Diakon werden.

Diesen Entschluss hatte er gründlich durchdacht. 1950 besuchte Oskar Wollner zusammen mit seinem Jugendkreis zum ersten Mal Das Rauhe Haus – und entdeckte den Beruf des Diakons für sich. Langsam reifte sein Wunsch, „meine ganze Kraft in den Dienst der Jugendarbeit zu stellen.“

Seine Ausbildung begann als Gehilfe auf dem Kattendorfer Hof. Zu der Zeit war es üblich, dass die Brüder vor der theoretischen Ausbildung erstmal praktisch arbeiteten.

Dann folgte die theoretische Ausbildung zum Diakon und Wohlfahrtspfleger. Vor allem die Ausbildung zum Wohlfahrtspfleger war für den Praktiker Oskar Wollner eine Herausforderung. In seinem Jahrgangsbuch notierte er: „Die Dozenten bemühen sich nun im Wohlfahrtsunterricht, aus mir einen Wohlfahrtspfleger zu

machen. Ob ihnen das gelingen wird, ist noch sehr fraglich, sie bemühen sich aber redlich darum.“ Die Bemühungen waren sehr erfolgreich: 1959 bestand Oskar Wollner das Diakonexamen, 1961 wurde er eingeseget. Nach dem Examen

wurde Oskar Gemeindediakon in Hamburg-Moorburg.

Bereits 1960, noch vor der Einsegnung, heiratete er Renate, die Liebe seines Lebens. Die gebürtige Rostockerin arbeitete als Wirtschaftlerin in der Küche des Rauhen Hauses. Dort bekam sie das Leben

und Treiben auf dem Gelände mit und hatte auch Kontakt zu den Diakonenschülern. Oskar gefiel ihr ganz besonders. Renate war 20, als sie Oskar heiratete und Diakonin wurde.

Wenig später wurden Tochter Sabine und Sohn Klaus geboren. Zu der Zeit war ihr Vater Seemannsdiakon in Cuxhaven. Neun Jahre arbeitete Oskar dort. Unterstützt und begleitet von Renate, die als Ehrenamtliche viele Aufgaben erledigte.



Renate Wollner
geboren am
1. März 1940
verstorben am
22. Juli 2020

Oskar Wollner
geboren am
8. Juli 1933
verstorben am
24. Oktober 2020

Weitere berufliche Stationen waren das Freizeitheim Bunte Kuh der Hamburger Diakonie im Harz, Oskar war Heimleiter, Renate Hauswirtschaftsleiterin. Danach leiteten die Wollners das Nikolaiheim, anschließend das Volkmar-Hertrich-Heim und schließlich das Bugenhagenhaus in Buntenbock.

1985 zogen Renate und Oskar nach Norderstedt. Viele Jahre hatten Renate und Oskar zusammen gearbeitet und gemeinsam Verantwortung getragen. Das änderte sich jetzt. Oskar übernahm bis 1996 die Pflegeheimseelsorge für verschiedene Heime. Renate arbeitete bis zu ihrem Renteneintritt in einer Schokoladenfabrik in Norderstedt.

1996 wurde Renate bei dem alljährlichen adventlichen Beisammensein in die Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses aufgenommen. In Ihrer Begründung für die Aufnahme schrieb sie damals:

„Seit 1960 bin ich mit dem Diakon Oskar Wollner verheiratet. Ich habe selbst zwei Jahre im Rauhen Haus gearbeitet. Am Leben der Brüder- und Schwesternschaft war ich immer sehr interessiert

und habe mich, soweit es meine berufliche Tätigkeit erlaubte, an deren Leben beteiligt.“ Teil einer Gemeinschaft zu sein, sich dazugehörig zu fühlen, mitzudiskutieren, aber letztendlich nicht mitentscheiden zu können, das ging irgendwann nicht mehr. Renate wollte vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft sein. Das wurde sie.

Oskar und Renate hatten geplant, ihren letzten Lebensabschnitt sorgenfrei und gut versorgt im Theodor-Fliedner-Haus in Hamburg zu verbringen. Alles war geplant.

Im Frühjahr dieses Jahres wurde bei Renate Bauchspeicheldrüsenkrebs diagnostiziert. Sie starb am 22. Juli im Alter von 80 Jahren, einige Tage vor dem geplanten Umzug.

Oskar zog dann allein ins Theodor-Fliedner-Haus, lebte sich anfangs auch gut dort ein. Dann zog er sich aber zurück, baute langsam immer mehr ab und verstarb am 24. Oktober 2020. Ein Vierteljahr nach der Liebe seines Lebens: Renate.

Die Wollners waren wirklich ein echtes Diakon_innen-Paar.

Reinhard Förtsch

Nachruf auf Waldemar Deckert

Es war 1979, als wir Waldemar im Rauhen Haus kennenlernten. Einige von uns wohnten im 4. Stock des Brüderhauses, wie es damals noch hieß. Waldemar war

ein Jahrgang weiter und wohnte schon sehr lange im 5. Stock. Er kam ins Rauhe Haus, als die Brüder noch im Rahmen ihrer Ausbildung zum Erzieher und Diakon

mit den Kindern und Jugendlichen in den Wohngruppen arbeiteten. Er hat also die Umwandlung der Diakonenanstalt in die Fachhochschule und die Erweiterung der Brüderschaft in die Brüder- und Schwesternschaft miterlebt.

Waldemar war anders als die durchschnittlichen Student_innen im Brüderhaus, die zum Teil nicht lange wohnen blieben. Dadurch, dass er viele Jahre im Brüderhaus lebte, hatte er ein reges Kommen und Gehen miterlebt, auch durch die Fachhochschule im Haus.

Äußerlich fiel Waldemar durch einen originellen Haarschnitt und einen blauen Hessenkittel auf, den er wohl am liebsten trug. Er war kontaktfreudig, zugewandt und nahm gern an gemeinschaftlichen Aktionen auf den Stockwerken teil wie Kochen, Tischgemeinschaft

oder Ausflügen mit Johanns VW-Bus. Andererseits zog er sich immer wieder zurück in sein Zimmer und war tagelang nicht zu sehen, zum Beispiel, wenn er menschlich enttäuscht wurde. Um seine knappen Finanzen aufzubessern, hatte er einen Nachtwächterjob auf dem Gelände des Rauhen Hauses, sodass er nach Dienstschluss tagsüber schlafen musste.

Allmählich ahnten wir, dass Waldemar unter erschwerten Bedingungen studier-

te. Er hatte wenig Geld und keine Familie, die an seinem Leben Anteil nahm oder die er in den Semesterferien oder an Feiertagen besuchen konnte. Er erzählte nur bruchstückhaft aus seiner Vergangenheit von getrennt und verstreut lebenden Familienmitgliedern, die sich nicht um ihn gekümmert hatten, sodass er zeitweise im Kinderheim lebte. Familie war ein emotional heikles Thema für ihn.



Waldemar Deckert

Geboren am
25. Juni 1950
verstorben am
17. Oktober 2020

Waldemar konnte aufblühen, wenn es um seine handwerklichen Fähigkeiten ging. In seinem ersten Beruf war er Zimmermann geworden. Er liebte es, mit Holz zu arbeiten und freute sich, wenn er im Freundeskreis gebeten wurde, ganz individuelle Holzprojekte zu verwirklichen wie etwa ein stabiles, rustikales Ehebett oder einen begehbaren Kleiderschrank.

Als wir mit dem Studium fertig waren und Schwestern und Brüder aus Waldemars und unserem Jahrgang berufstätig wurden, in Wohngemeinschaften zogen oder Familien gründeten, war auch für Waldemar die Zeit gekommen, das Zimmer im Rauhen Haus, in dem sich über die Jahre viel angesammelt hatte, zu verlassen. Er fand eine kleine Genossenschaftswohnung ganz in der Nähe. Dort lebte er über 30 Jahre.

Er wollte nie Besuch haben, freute sich aber, wenn er eingeladen oder um Hilfe gebeten wurde.

Freund_innen, bei denen Waldemar sich wohlfühlte, schenkte er eine Kaffeemaschine, verbunden mit dem Wunsch, für sich eine Kaffeestation einzurichten. Außerdem kaufte er gerne im Sonderangebot nützliche Dinge für den Haushalt. Er träumte davon, irgendwann in einer Gemeinschaft zu leben. Solch eine Wahlfamilie hat er leider nie gefunden. Waldemar blieb allein, wurde irgendwann langzeitarbeitslos und die Kontakte zu Freund_innen wurden weniger.

Seine Einsamkeit und gesundheitlichen Probleme führten dazu, dass uns die Kontaktpflege schwerer fiel. Waldemar konnte sehr leidenschaftlich diskutieren und sich in Themen verbeißen, sodass es für sein Gegenüber auch anstrengend war. Er hatte offensichtlich viele Probleme, aber vermutlich keine Kraft, Lösungswege zu finden, auch nicht mit Unterstützung.

Das Verhältnis zur Brüder- und Schwesternschaft und zum Rauhen Haus war ambivalent. Bei Brüder- und Schwesterntagen tauchte er am Rande auf, bei Konvikttreffen war er selten dabei, aber zum Rauhhausler Adventskaffee ging er gern.

Vor ein paar Jahren, als Waldemar anfing, sich mit seiner möglichen Rente zu beschäftigen, wurde ihm schmerzlich bewusst, dass er viele Jahre für Das Rauhe Haus gearbeitet hat – jedoch ohne Rentenanspruch. Er wünschte sich eine nach-

trägliche geldwerte Anerkennung seiner Arbeit und reagierte sehr bitter, als das nicht möglich war.

In den letzten Jahren hatten wir telefonisch, schriftlich und manchmal auch persönliche Kontakte zu Waldemar, anlässlich seines Geburtstags am 25. Juni, an Weihnachten oder zum Osterfeuer in Sabines Garten.

Dieses Jahr, zum 70. Geburtstag, wollten wir ihm zu dritt einen Ausflug zu einem gemeinsamen Freund nach Cuxhaven schenken. Leider hatte er kurz vorher heftige, ungeklärte Rückenschmerzen bekommen. Waldemar freute sich über die Einladung und war zuversichtlich, dass er mit ärztlicher Hilfe und dem Pflegedienst in absehbarer Zeit wieder aufstehen und laufen könnte. Sein Leiden zog sich jedoch hin.

Irgendwann scheint er nicht mehr daran geglaubt zu haben, wieder gesund zu werden. Er war über sein Handy nicht erreichbar, verweigerte die Nahrung. Waldemar starb am 17. Oktober im Marienkrankenhaus.

Da uns das Ausmaß seiner Krankheit nicht bewusst war, haben wir mit großer Betroffenheit von seinem für uns überraschenden Tod erfahren. Es macht ratlos und traurig. Bei allen Versuchen ist so vieles auf der Strecke geblieben. Wir hoffen und wünschen, dass Waldemar dort, wo er jetzt ist, Frieden findet.

*Sabine Kühn,
Susanne Bertels und
Hildegard Scheele-Fuchs*

Nachruf auf Irmgard Noske

Angenommen, wir hätten bei einem Konviktwochenende versucht, einzelne Schwestern und Brüder mit bestimmten Begriffen zu charakterisieren, so hätten viele Irmgard Noske als „Familienmanagerin“ beschrieben. Ihre Familie war ihr zentraler Lebensinhalt.

Irmgard kam 1955 als zweites von drei Kindern in Hamburg-Wilhelmsburg/Kattwyk zur Welt. Der Vater hatte ein Einzelhandelsgeschäft. Die drei Jahre ältere Schwester war von Geburt an spastisch gelähmt, wodurch Irmgard schon früh sensibilisiert war für die Probleme körperbehinderter Menschen.

In ihrem Aufnahmeantrag für das Studium an der Evangelischen Fachhochschule führte sie aus, dass sie schon seit der 10. Klasse wusste, dass sie einen sozialen Beruf ergreifen wolle. Ein Praktikum in einer diakonischen Einrichtung habe den Berufswunsch gefestigt und ihrem Glauben neue Freiräume eröffnet. Ihr Gerechtigkeitsempfinden, ihr soziales Bewusstsein und ihr Glaube waren treibende Motivation für ihre Berufswahl.

Nach Abschluss der Realschule besuchte sie zunächst die Fachoberschule für

Sozialpädagogik. Es folgte dann ab 1973 die Ausbildung an der Evangelischen Fachhochschule des Rauhen Hauses. 1977 wurde sie, gerade 22 Jahre alt, zur Diakonin eingeseignet und gehörte seitdem der Gemeinschaft des Rauhen Hauses an.

Als Sozialpädagogin war Irmgard angestellt beim Amt für Jugend, Hamburg, und in einem Kinderheim in Dibbersen tätig.

1982 zog sie mit ihrem Mann Hans-Adalbert nach Vögelsen bei Lüneburg. Drei Kinder wurden geboren. Familie Noske ist dem Segeln und dem Rudern sehr verbunden. Besonders Tochter Anja ist im Rudersport sehr erfolgreich und nahm 2012 an den Olympischen Spielen in London teil. Irmgard be-

zeichnete es als ein besonderes Highlight ihres Lebens, dass sie die Tochter zu diesem Wettkampf begleiten konnte.

Seit Mitte der Neunzigerjahre nahm Irmgard regelmäßig allein oder mit ihrer Familie an den Konviktwochenenden und Tagestreffen des Konviktes Niedersachsen teil. Ihr war es wichtig, die eigene Familie mit der „Diakonenfamilie“ zu verbinden. So konnten die drei Kinder schon früh bei den Familienwochenen-



Irmgard Noske
geboren am
3. Januar 1955
verstorben am
13. Oktober 2020

den prägende Gemeinschaftserfahrungen sammeln.

Mehr als große Zusammenkünfte schätzte Irmgard überschaubare und persönliche Begegnungen; Menschen, mit denen sie über die Jahre treu verbunden blieb.

Bei unseren Treffen im Konvikt Niedersachsen hat Irmgard sich in ihrer eher zurückhaltenden, doch interessierten und offenen Art eingebracht. Lange konnte sie aufmerksam zuhören, um dann wohlwollend und pragmatisch, oft gewürzt mit dem ihr eigenen, trockenen Humor, das Gespräch mit einem erfrischenden Gedanken zu bereichern. Mit ihrer wertschätzenden, positiven Haltung konnte sie ermutigen und stärken. Das hat Einzelnen und unserer Konviktgemeinschaft gutgetan.

In ihrem Berufsleben hat Irmgard Noske unseres Wissens nie in kirchlichen Zusammenhängen gearbeitet, obwohl die Ausbildung das nahegelegt hätte. Doch es war ihr wichtig, ihre christlich-diakonischen Werte in die sozialarbeiterische Tätigkeit einzubringen.

Nach der Familienzeit hat Irmgard einen zweiten Berufseinstieg gewagt. Sie absolvierte mit viel Elan eine Weiterbildung, die sie für Leitungsfunktionen qualifizierte, und war anschließend in verschiedenen Pflegeeinrichtungen als Heimleitung tätig.

Seit etwa sechs Jahren schränkte eine Krebserkrankung das Leben unserer Schwester erheblich ein. Sie musste sich

mehreren Operationen unterziehen. Als absehbar war, dass sie ihre Arbeitstätigkeit nicht wieder würde aufnehmen können, entschloss sie sich, in die Nähe ihres Sohnes und dessen Familie in den Landkreis Lüneburg zu ziehen.

Die Fürsorge ihrer Kinder und die Freude über vier Enkel hat ihr Leben, das durch die Erkrankung so eingeschränkt war, bereichert. An einzelnen Treffen des Konviktes hätte sie gern noch teilgenommen, musste dann zu ihrem und unserem Bedauern oft kurzfristig aus gesundheitlichen Gründen absagen.

Als im September dieses Jahres eine erneute Operation anstand, entschied sie sich ohne viel Aufhebens dafür und hoffte auf einen guten Ausgang. Mit großer Anstrengung hat sie sich den Beschwerden gestellt, die mit dem Eingriff verbunden waren, und konnte noch eine kleine Erholung erleben. Eine weitere Komplikation hat am Ende ihre Kräfte überfordert, so dass sie am 13. Oktober 2020 im Krankenhaus verstorben ist. Ihre Kinder konnten in ihren letzten Stunden bei ihr sein.

Wir danken Gott für das Leben unserer Schwester, für die Begegnungen und die gemeinsame Zeit. Wir danken Gott für den Segen dieses Lebens. Und wir vertrauen darauf: Bis wir uns wiedersehen, halte Gott sie fest in seiner Hand.

Ines Appel und Doris Paland

Nachruf auf Jürgen Berg

Jürgen wurde in Berlin geboren. Kurz vor Ende des Krieges musste er mit seiner Mutter von dort über Tschechien nach Nürnberg fliehen. Seine Mutter war sehr krank und starb bald. Jürgen wurde ab seinem 11. Lebensjahr sehr liebevoll in einem Waisenhaus von Diakonissen großgezogen und versorgt.

Zur Lehre ging er nach Hamburg zu seinem Onkel und seiner Tante und lernte dort Zimmermann. Nach der Lehre fuhr Jürgen einige Jahre auf der Deutschen Afrika-Linie zur See. Das war eine schwere Zeit, Jürgen erlebte schlimme Dinge. Er wurde unter anderem mit der ganzen Schiffsbesatzung in Afrika inhaftiert.

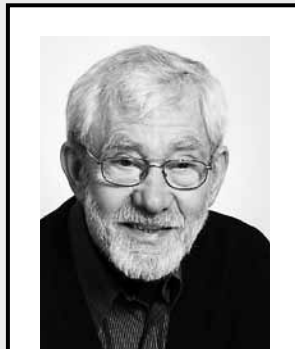
Nach seiner Seefahrerzeit mit all den belastenden Erfahrungen suchte er eine neue berufliche Herausforderung. Jürgen war den Diakonissen immer sehr dankbar und hatte großen Respekt vor ihrer Arbeit. Er entschloss sich, ins Rauhe Haus nach Hamburg zu gehen und Diakon zu werden. Auf jeden Fall hat diese Motivation ihn, nach Aussage seiner Tochter, ein Leben lang in und nach der Ausbildung am Rauhen Haus angetrieben und beflügelt.

Nach der Ausbildung ging Jürgen 1969 in die Kreuzkirche Barmbek in Hamburg. Als Gemeindediakon machte er sowohl Jugend- als auch Seniorenarbeit. Seine Frau Inke und er bekamen zwei Töchter, Sinje und Meike. Zehn Jahre blieb Jürgen in Barmbek. Inke und er hatten immer ein offenes Haus, eine große Nähe zur Gemeinde und vielen Menschen.

1978 kauften Jürgen und Inke im nordfriesischen Schwesing-Augsburg ein Haus. Eigentlich sollte es ein Ferienhaus sein. 1979 wechselte Jürgen ins Husumer Theodor-Schäfer-Berufsbildungswerk. Dort arbeitete er im sozialpsychologischen Dienst und im Internatsbereich. Die Familie zog in ihr Haus am Wald,

es wurde ihre neue Heimat. Hier wurde dann die dritte Tochter Judith geboren.

1982 gründeten meine Frau Ele und ich den Konvikt Schleswig-Holstein Nord. Wir haben dann die Schwestern und Brüder aus Schleswig-Holstein nach Husum eingeladen. Jürgen Berg war von Anfang an engagiert dabei. Nach unserem Treffen lud Jürgen uns zum Ausklang in sein Haus mit weitläufigem Garten zum Kaffee ein.



Hans-Jürgen Berg
geboren am
30. März 1938
verstorben am
11. Oktober 2020

Wir haben Jürgen als starke Persönlichkeit bei der Neugründung des Konviktes und dessen Stabilisierung kennengelernt. Er war engagiert dabei und hat viele Impulse eingebracht. Jürgen war immer zuverlässig, verlässlich und verbindlich und ein auf seine besondere Weise den Menschen ehrlich und offen zugewandter Mensch. 16 Jahre war er unser Kassensprüfer. Einmal im Jahr traf sich unser Konvikt bei Jürgen und Inke in deren schönem Haus am Waldrand. Bis vor zehn Jahren haben wir seine regelmäßige Teilnahme an den Konvikttreffen – als kritischen aber freundlichen Geist – erlebt.

Jürgen hat Jahrzehnte im Theodor-Schäfer-Berufsbildungswerk in Husum gearbeitet und war Mitglied im dortigen Leitungskreis. Er war stets den Menschen zugewandt, er reflektierte die Arbeit auch durchaus kritisch, das war nicht immer konfliktfrei und auch belastend. Anschließend hat er sich noch einige Jahre in der Jugendstiftung Kiel engagiert.

In den letzten Jahren hat sich Jürgen mehr auf die Familie konzentriert. Mehrfach im Jahr ist er mit Inke über viele Wochen im Wohnmobil durch Europa gereist. Er hat seine Frau, die Kinder, Enkelkinder und den im Mai 2020 geborenen Urenkel geliebt. Tochter Sinje und ihre Kinder lebten die letzten Jahre mit im Haus. Seinen Kindern und Enkeln hat er die Nähe zur Natur, das Wandern und Schwimmen, Schlafen unter freiem Himmel nahegebracht und politisches Bewusstsein vermittelt. Er selbst hat

sich politisch engagiert, etwa für die KZ-Gedenkstätte Husum in unmittelbarer Nachbarschaft.

Er hat das Leben am Waldesrand sehr genossen. Noch vor wenigen Jahren hat Jürgen seinen achtzigsten Geburtstag, goldene Hochzeit mit Inke, die Geburtstage von Kindern und Enkeln mit einem großen und tollen Gartenfest gefeiert, an dem wir teilnehmen durften.

Trotz seiner Krebserkrankungen war er körperlich noch sehr fit. Noch in diesem Jahr ist er viel und lange gewandert und hat bis zum Schluss in Garten und Haus gearbeitet.

Nach seiner zweiten OP im Frühling teilten ihm die Ärzte mit, dass der Krebs nicht heilbar ist. Jürgen hat seinen Lebensmut trotzdem nie verloren. Er hatte seinen Frieden mit Gott und seinem Leben gemacht. Im Spätsommer konnte ich ihn noch einmal besuchen und war beeindruckt von seiner Haltung und seinem Frieden mit sich und Gott.

In diesem Frieden und im Einklang mit seiner Familie lebte Jürgen fröhlich, bis die Schmerzen kamen. Zum Glück nur kurz und durch Palliativmittel gemildert, konnte er unter großem Zutrauen in seinen Himmel und zu seinem Gott in die liebevollen Arme gehen und Abschied nehmen.

Ich werde Jürgen in Erinnerung behalten, bin dankbar für viele Begegnungen und Gespräche.

Jürgen Laage

Nachruf auf Karl-Heinz Schottowski

Es fällt mir schwer, auf Karl-Heinz Schottowski einen Nachruf zu schreiben, denn von 1959 bis 1984 waren wir befreundet, aber seitdem herrschte bis zu seinem Tod zwischen uns Schweigen.

Bruder Karl-Heinz Schottowski wurde am 25. August 1936 in Hamburg geboren und ist am 23. September 2020 in Kronshagen bei Kiel im Alter von 84 Jahren verstorben. Nach Beendigung der Volksschule hat er Sattler gelernt und war bis zu seinem Eintritt ins Rauhe Haus am 6. Mai 1959 in diesem Beruf tätig. Vom 4. Juni 1959 bis zum 19. Mai 1960 arbeitete er zusammen mit Bruder Walter Spatz auf dem Brüderhof. Dort lernte er auch seine spätere erste Frau Johanna kennen, welche am 25. Oktober 1998 in Henstedt-Ulzburg verstorben ist. Walter Spatz sagte mir einmal: „Mit Karl-Heinz kann man durch dick und dünn gehen.“

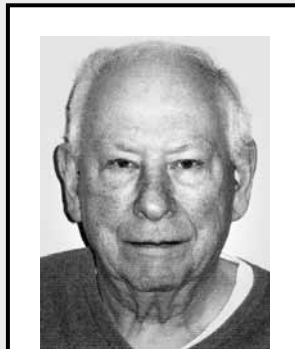
Ich lernte Karl-Heinz im April 1960 kennen, als er gemeinsam mit Bruder Günter Grosse im Haus Kastanie in einer Lehrlingsfamilie tätig war. Günter Grosse schilderte ihn als „bodenständig und praktisch veranlagt“.

Karl-Heinz Schottowski hatte während seiner Zeit als Diakon-Schüler noch intensive Kontakte zum Verband Christlicher Pfandfinder (VCP) Hamburg, in welchem er in seiner Jugend aktiv war. Als mein Bruder als Pastor in der ehemaligen DDR

mit seinen Konfirmanden ein Zeltlager plante, besorgte Karl-Heinz vom VCP Zeltmaterial und organisierte, dass viele Hamburger Pfadfinder die Zelte in vielen Einzelteilen von Hamburg über West-Berlin in eine diakonische Einrichtung nach Ost-Berlin brachten, wo mein Bruder sie abholen konnte.

Nach dem Ende der Diakonen-Ausbildung 1964 ging Karl-Heinz Schottowski als Gemeindediakon an die Kreuzkirche nach Hamburg-Barmbek. 1969

ließ er sich, gemeinsam mit seiner Frau, im neu gegründeten, zum Rauhen Haus gehörenden Kinderheim Gräflingsberg in Henstedt-Ulzburg, als „Hauseltern“ anstellen. In dieser Zeit waren die Kontakte zwischen den Familien Schottowski und Martin in Reinfeld (Holstein) sehr intensiv. Häufig fanden gegenseitige Besuche im Kinderheim Gräflingsberg in Henstedt-Ulzburg und im Kinderheim



Karl-Heinz Schottowski
geboren am
25. August 1936
verstorben am
23. September 2020

Sonnenschein in Reinfeld statt. Mit Johanna verband mich, dass wir beide als jugendliche „Republikflüchtlinge“ aus der ehemaligen DDR kamen. Karl-Heinz wurde bei unserer 1969 geborenen zweiten Tochter Taufpate und nahm dieses Amt bis zu Carolas Konfirmation 1983 sehr ernst.

Auch unter unseren beiden Kinderheimen gab es intensive Kontakte. Zwischen unseren beiden Kinderheimen, einem Heim der AWO in Lübeck und einem städtischen Kinderheim in Neumünster, fanden über mehrere Jahre hinweg Fußballturniere statt.

Doch 1984 geriet Karl-Heinz Schottowski mit dem Rauhen Haus als seinem Arbeitgeber in einen heftigen und nicht zu kittenden Konflikt. Als ein Gespräch mit dem damaligen Vorsteher, Bruder Heidenreich, verabredet wurde, bat er mich darum, an diesem Gespräch teilzunehmen. Er erhoffte sich von mir vorbehaltlosen Beistand und war von mir enttäuscht, dass ich ihm riet, den von Bruder Heidenreich vorgeschlagenen Kompromiss anzunehmen, das Arbeitsverhältnis von sich aus durch Kündigung zu lösen.

Karl-Heinz Schottowski kündigte 1984 im Rauhen Haus und brach jeglichen Kontakt mit ihm, seinem Rauhhausler Klassenverband, seinem Konvikt, der Brüder- und Schwesternschaft und mir abrupt ab. So konnte ich seinen weiteren Lebensweg nur noch aus der Distanz verfolgen. Karl-Heinz suchte sich Arbeit in den Ricklinger Anstalten und war dort

bis zu seiner Pensionierung 2001 tätig. Er wohnte weiterhin mit seiner Frau Johanna bis zu ihrem Tod am 25. Oktober 1998 in ihrem gemeinsamen Haus in Henstedt-Ulzburg.

Nachdem er Uta kennengelernt hatte, heiratete er ein zweites Mal, verkaufte sein Haus in Henstedt-Ulzburg und zog zu ihr nach Kronshagen bei Kiel. Zum Seniorenkreis oder anderen Gruppen der Christusgemeinde in Kronshagen hatte er keinen Kontakt. Mehr konnte ich nicht in Erfahrung bringen, auch nicht von Frau Pastorin Strege aus der Christusgemeinde, welche die Trauerfeier hielt. Lediglich im Gemeindebrief vom Dezember 2019 der Anker-Gottes-Kirchengemeinde Laboe bei Kiel ist ein Beitrag von ihm mit dem Titel „Der schwebende Tannenbaum“ zu lesen, nur mit seinem Namen unterschrieben, nicht mit der Berufsbezeichnung Diakon. Und er war als „Hannes“ aktives Mitglied im Kieler Shanty-Chor Luv & Lee von 1989, welcher immer auf der Kieler Woche auftritt. Aus der Traueranzeige in den Kieler Nachrichten geht hervor, dass er Kontakt zu seinen Kindern und Enkelkindern hatte.

Trotz seiner Distanz zum Rauhen Haus ist Karl-Heinz Schottowski bis zum Lebensende Mitglied in der Brüder- und Schwesternschaft geblieben. Insofern kann man davon ausgehen, dass es bis zu seinem Lebensende doch noch ein Band, vielleicht dünner und „unsichtbar“, zu unserer Gemeinschaft gegeben hat.

Klaus-Rainer Martin

Nachruf auf Rolf Siebrecht

Gott erhellt mir meinen Weg; er sorgt für mich, dass ich sicher gehe; er ist mein Ziel, meine Geborgenheit, ich gehe ohne Furcht.

Psalm 27,1

46

Rolf Siebrecht war sein ganzes Leben vom Glauben getragen. Dieses Vertrauen währte bis zum Schluss, auch im und beim Sterben.

Das Psalmwort war der Trauspruch von Rolf und Elisabeth Siebrecht und war ein echter Lebensbegleiter. Es hat die beiden begleitet, war Wegweiser bei beruflichen und privaten Entscheidungen, war Trost für Rolf beim Abschied von Elisabeth 2015.

Es war wie ein Licht, das hält, trägt und immer wieder erhellt, so Pastor Paul in seiner Traueransprache.

Kurz vor seinem Tod, mitten im Sterben, habe ich Rolf noch zu Hause besuchen können. Das war sehr berührend.

Erst saß ich mittendrin bei der Familie zusammen mit den alten Freunden. Hörte Geschichten und Erlebnisse aus den gemeinsamen Jahren.

Dann alleine mit Rolf in seinem Zimmer. Eine leichte Berührung. Meine Stim-

me dringt zu ihm durch. In seinem Gesicht ein Lächeln. Abschied.

In seiner Bewerbung zur Diakonen- ausbildung schrieb Rolf 1961 dem Vorsteher des Rauhen Hauses, „mein erlernter Tischlerberuf erfüllt mich nicht im rech-

ten Maße [...] ich glaube, dass mir der Diakonenberuf eine schöne Lebensaufgabe und innere Befriedigung gibt“.

Rolfs Ausbildung begann in der Landwirtschaft auf dem Kattendorfer Hof. Dort übernahm er auch die Leitung einer „Schülerfamilie“. Das war auch eine harte Zeit, die nicht nur Rolf an seine Grenzen brachte.

Dann kam der Wechsel nach Horn ins Rauhe Haus. Dort nutzte Rolf die Chan-

ce, sich stärker in die Erziehungsarbeit einzubringen. Immer wieder motivierte er die Jungen für neue Themen, zum Beispiel richtete er ein Fotolabor ein. Mit Begeisterung absolvierte er im Bezirksjugendamt ein Praktikum. Hier bewies er seine sozialarbeiterische Kompetenz.

1968 mit dem Abschluss der Diakonen- ausbildung erfüllte sich, was Rolf sich gewünscht hatte, er stand mitten in seiner Lebensaufgabe.



Rolf Siebrecht
geboren am
6. November 1942
verstorben am
21. August 2020

Im gleichen Jahr heirateten Rolf und Elisabeth. Sie hatten sich im Landeskirchenamt kennengelernt. Dort saßen sie sich gegenüber – und fanden ihr Lebensglück. Mehr als 40 Jahre waren sie Kollege und Kollegin. Die Leitung des „Theodor-Wenzel Haus“ wurde zur gemeinsamen beruflichen Lebensaufgabe.

Die Familie Siebrecht erlebte Glück und Trauer. Der frühe Tod des Sohnes Johannes, die Freude über Sebastian, Julia und deren Familien.

Rolf hatte neben der Arbeit viele private Projekte. Die Ferienwohnung auf Föhr und vor allem das Haus in Schweden. Dort verbrachten sie viel Zeit. Es war wie eine Passion, genießen, renovieren, streichen, bauen, pflanzen, Bäume fällen. Rolf und Elisabeth genossen die Zeit dort.

Als ich Rolf als Konviktleiterin ken-

nenlernte, war er mir ein hellwacher, aufmerksamer und ehrlicher Gesprächspartner. Er war hoch identifiziert mit unserer Gemeinschaft und dem Rauhen Haus.

Wenn Rolf eine Frage beschäftigte oder er einen Gedanken teilen wollte, bleibt es mir unvergessen, wie er gerne, tief ins Gespräch versunken, Runde um Runde um den Teich auf dem Stiftungsgelände drehte.

Unsere Gemeinschaft lag Rolf sehr am Herzen. Die brüderlichen Verbindungen hielten sein Leben lang, ob in der Jahrgangsklasse, dem Konvikt oder in der Begleitung eines Bruders in einer schweren Lebenslage. Rolf übernahm Verantwortung.

Wir danken Gott für das reiche und erfüllte Leben unseres Bruders.

Claudia Rackwitz-Busse

47

Nachruf auf Erhard Schübel

„Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“

Beim Herbsttreffen des Konviktes Rheinland-Westfalen Anfang November 1982 in Oer-Erkenschwick ging es unter anderem um den geistlichen Teil der Ordnung der Brüderschaft des Rauhen Hauses und um deren Umbenennung. Viele taten sich mit den Veränderungen schwer: Bedarf es nicht einer klaren geistlichen Ordnung, die Grenzen aufzeigt und rechten Glauben einhegt? Müssen die Schwestern unbedingt im Namen der ältesten Gemeinschaft der „männlichen Diakonie“ auftauchen?

Wenige Tage zuvor eingeseget, nahm ich zum ersten Mal an diesem Kon-

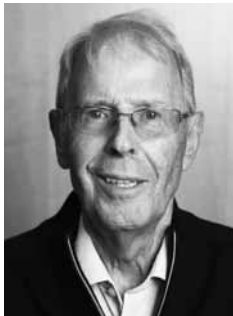
viktreffen mit lauter würdigen Brüdern und Brüderfrauen teil. Eine Schwester meines Jahrgangs und ich warben für die „vier Schritte“ als geistlicher Verortung und Orientierung – und erhielten die Unterstützung des noch relativ jungen Geschäftsführers der Diakonie Recklinghausen. Erhard Schübel hatte erkannt, dass eine diakonische Gemeinschaft ihre gemeinsame Mitte beschreiben muss und mit unscharfen Rändern leben kann.

Im Konvikt arbeiteten wir gemeinsam an diesem Text. Für Erhard und mich war das der Beginn einer fast 38-jährigen Weggenossenschaft und Freundschaft.

Vier Schritte hatten uns zusammengeführt und zu vielen langen, manchmal auch verschlungenen oder schweren Wegen inspiriert und ermutigt. Nicht immer waren wir dicht zusammen, aber immer in Rufweite.

Kurz nach Kriegsbeginn, am 23. Oktober 1939 in Oldenburg geboren, ist Erhard in die Gemeinschaft hineingewachsen. Sein Vater war Rauhhäusler Diakon und leitete ab 1945 ein Altenheim in

Wildeshausen. Der Sohn engagierte sich in der kirchlichen Jugendarbeit und im Posaunenchor. Er schrieb 1958 an den Vorsteher: „Den Wunsch, Diakon zu werden, habe ich schon immer gehabt.“ Und tatsächlich sollte das Leben diese frühe Gewissheit bestätigen. Im Boten bekannte er 1998: „Mein späterer flapsiger Wahlspruch, ‚Der liebe Gott tut nichts als fügen‘, hatte schon bei meiner Berufsentscheidung seine Berechtigung.“



Erhard Schübel
geboren am
23. Oktober 1939
verstorben am
8. August 2020

Die weiteren Stationen sind schnell berichtet: 1958 Eintritt in Das Rauhe Haus, 1963 Sozialarbeiter- und Diakonenexamen, 1964 Einsegnung zum Diakon Jesu Christi, im selben Jahr Zusatzausbildung zum Religionslehrer und 1970 zum Supervisor. Ab 1964 Gemeindediakon in zwei Landgemeinden und danach sechs Jahre mit viel Freude in Bergedorf. Von 1972 bis zu seinem Ruhestand 2001 Geschäftsführer des Diakonischen Werkes in Recklinghausen. In seinem ersten Berufsjahr heiratete er Ursel 1964. 1965 wurde Jutta geboren und 1968 Rasmus. Dass er dem Beruf manchmal mehr Bedeutung beigemessen hat als der Familie, bedauerte er später.

Als Diakon Wichern'scher Prägung setzte Erhard sich zeitlebens für die „Diakonensache“ ein und prägte die Berufspolitik unserer Gemeinschaft und des VEDD maßgeblich. Von 1972 bis 2004 gehörte er dem Brüderrat beziehungsweise dem Ältestenrat mit einer kurzen Unterbrechung an, bis 2008 arbeitete er noch im Vorstand und im Diakonatsausschuss des VEDD mit. Die Veröffentlichungen und Initiativen unseres Dachverbandes trugen in dieser Zeit unverkennbar Erhards – und damit Rauhhäusler – Handschrift und werden bis heute zitiert, wenn es um den evangelischen Diakonat oder um die Diakon_innen als geistlich prägende Führungskräfte in der Diakonie geht. Bruder Dieter Hödl, Vorstandsvorsitzender des VEDD, beschrieb ihn als „Urdiakon“ mit einem „liebenswerten streitbaren Geist“

und „einer konstruktiven Grundhaltung“. Dabei wollte er selbst nie mehr sein als ein glaubwürdiger Diakon Jesu Christi.

Bruder Schübel war ein Gemeinschaftsmensch. Er war stolz auf seine Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses. Die Kontakte zu Schwestern und Brüdern pflegte er bis zuletzt über alle Konvikt-, Alters- oder Theologiegrenzen hinweg. Geriet jemand in Not, stand er dem Bruder oder der Schwester tatkräftig bei. Auch schwierigen Persönlichkeiten ging er nach. Wollte jemand die Gemeinschaft verlassen, konnte er oder sie mit einem Brief, einem Anruf oder einem Besuch von Erhard rechnen. Da ihm selbst die Gemeinschaft so wichtig war, wollte er sie auch anderen ermöglichen und erhalten.

Und die Brüder- und Schwesternschaft hat ihn getragen, auch in leidvollen Zeiten, in beruflichen Belastungssituationen, in der Zeit der Krankheit und des Abschieds seiner Frau Ursel, die 2011 gestorben ist, und in den langen Jahren seiner eigenen schweren Krankheit. Mit großer Dankbarkeit erzählte er von den Anrufen und Besuchen seiner Klassenbrüder und vieler Brüder und Schwestern.

Das gilt in besonderer Weise für das Konvikt Rheinland-Westfalen, in dem er ganz zuhause war. In großer Treue brachte er sich dort über Jahrzehnte ein und wurde als Motor und Mahner, Politiker, Prediger und Berater geschätzt und geliebt. Als das Konvikt beispielsweise 2001 den Gottesdienst und die Feier anlässlich

seines Abschieds aus der Geschäftsführung der Diakonie Recklinghausen wesentlich mitgestaltete, war Erhard stolz und glücklich – und zutiefst gerührt.

Die Verbundenheit mit dem Konvikt prägte auch die Ansprache, die Karen Bossow für die Brüder- und Schwesternschaft beim Trauergottesdienst hielt. Sein Bestes brachte er in dieses Konvikt ein. Auch seine zweite Frau Annette, in die er sich vor neun Jahren verliebte. Die beiden heirateten 2013, und Erhard freute sich darüber, dass Annette sofort Anschluss ans Konvikt fand, sich dort wohlfühlte und 2017 unsere Schwester wurde.

Trotz Erhards Krankheit waren beide sehr glücklich miteinander. Gute Zeiten haben sie genossen und das Schwere gemeinsam getragen. Seine Dankbarkeit über dieses späte Glück und die vertraute Nähe brachte er immer wieder zum Ausdruck.

Bruder Schübel und ich sind mehr als vier Schritte miteinander gegangen. Auch im wörtlichen Sinn. Wenn wir uns trafen, haben wir oft lange Spaziergänge gemacht, in denen wir Leichtes und Schweres teilten, Anteil nahmen, einander berieten und Seelsorge übten. Ich erinnere mich dankbar an Weg-Gespräche, als er und später ich überlegten, für

das Konviktmeisteramt zu kandidieren. An Coaching-Gespräche in diesem Amt. Oder an sehr persönliche, brüderliche Seelsorge. Im Vollsinn des Wortes war Erhard mir ein wichtiger Weggenosse und Bruder an meiner Seite.

In den vergangenen zehn Jahren gab es eine große räumliche Distanz, die wir durch gelegentliche Besuche, Briefe und regelmäßige Telefonate zu minimieren suchten. Wir wussten um den Anderen und sein Ergehen. Das gilt in besonderer Weise für Erhards letzte Wochen, in denen er in sehr liebevoller Weise von Annette umsorgt, begleitet und gestützt wurde. Die letzten Tage lebte er im Franziskus-Hospiz Recklinghausen. Dass ich ihn dort noch an seinem Sterbetag besuchen, mit ihm beten und ihm Gottes Segen zusprechen konnte, erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit.

Seine Kinder Jutta und Rasmus fragten ihn: „Wie wird das sein, wenn du gestorben bist?“ Er antwortete: „Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“ Dieses Vertrauen trug ihn in den belastenden Therapien und ganz besonders in den letzten Wochen und im Sterben. Am 8. August 2020 ist Bruder Erhard Schübel in Frieden heimgegangen.

Volker Krolzik

Nachruf auf Herbert Heidrich

Christ-König-Kirche in Hamburg-Lokstedt am 16. Juli 2020: Abschiedsgottesdienst für unseren Bruder Herbert Heidrich.

Es ist die Kirche, die dem letzten Wohnort unseres Bruders am nächsten liegt. Der Altarraum nimmt unsern Bruder auf. Hell, kraftvoll, tröstend scheint die Sonne auf den Sarg. Nicht die Dunkelheit des Todes soll in dieser Stunde dominieren, sondern der, der es uns versprochen hat. „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

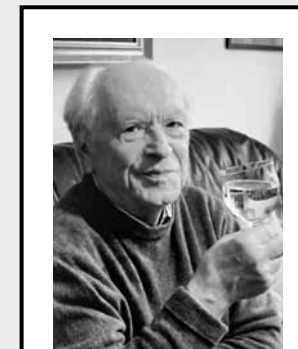
Wir, Bruder Potten und ich, sind früh gekommen, noch ist die Kirche leer. Mit unseren Rollatoren nähern wir uns dem Sarg. Da liegt er, unser lieber treuer Mitbruder. Jeder von uns dankt ihm auf seine Weise. Bis zum Beginn des Gottesdienstes laufen im Zeitraffer vor unserem inneren Auge die wichtigsten gemeinsamen Erlebnisse ab.

1951 sind die Wunden der Zerstörung der Häuser des Rauhen Hauses noch unübersehbar. Zum Teil wohnen darin die Kinder, Jugendlichen und Brüder als Familien – gemäß Wichern'scher Weisung.

In diesem Jahr kommt ein Flüchtling aus Schlesien, im Überlebenskampf durch viele Länder, aber immer die Gemeinde Jesu Christi suchend, seine Gaben dort einbringend, ins Rauhe Haus. Der Flüchtling wollte Architekt werden. Als Maler

und Handwerker verdient er sein Brot und bildet sich weiter. Dem Rat eines Pastors folgend, bewirbt sich Bruder Heidrich im Rauhen Haus. Pastor Donndorf, der Brüderälteste Jahnke und Bruder Füssinger beraten seine schriftliche Bewerbung und bestätigen nach persönlichem Gespräch: „Wir nehmen Sie zur Ausbildung zum Diakon auf.“ Sie erkannten seine Redlichkeit, seine Bildungsfähigkeit, seine von ihm be-

nannten Gaben. Bruder Heidrich brachte kein Abitur mit, aber einen bekennenden Glauben als Gabe Gottes sowie seine durch Krieg und Vertreibung diktierte Vita. Nach Herbert Heidrich kamen seine Klassenbrüder. Gerufen vom Pflug, zwei von der Hobelbank, vom Backtrog, vom Baugerüst, vom Ladentisch, vom Buchbindetisch, aus dem Kontor, von der Schulbank. Alle hatten ihr Praktikum absolviert. Bruder Heidrich bei Bruder



Herbert Heidrich
geboren am
5. November 1932
verstorben am
1. Juli 2020

Bossow in der Arbeiterkolonie in Lühlerheim. Mit Respekt und großer Verehrung sprach er stets von dieser Zeit, wie prägend und aufbauend sie für das angestrebte Diakonenamt war.

Während der sechsjährigen Ausbildungszeit war Bruder Heidrich der „Architekt“ für die Statik unseres schwankenden, oftmals gefährdeten Glaubens. Im schwankenden Boot – oft zwischen den Wellen des Glaubens und Zweifels – sangen Bruder Heidrich und Bruder Lange mit uns: „Herr Christ, dein, dein bin ich eigen von Anbeginn der Welt ...“ Wir wurden zu Lobsängern Gottes. Es geschah, was verheißen: Wir wurden eine brüderliche Gemeinschaft in der „Familie Gottes“ im Rauhen Haus – die trägt durch unser aller Leben. Pastor Donndorf und die damals Verantwortlichen in der Brüderschaft sahen in uns Brüder, die auf dem Wege sind, dem „Diakon Gottes, unserem Herrn Jesus Christus“, zu dienen. Es ist keine Verklärung. In unserer Gemeinschaft war eine Heiterkeit, ja, eine Freude wie sie „Kindern Gottes“ nachgesagt wird. Zu dieser Gemeinschaft gehören zu dürfen, empfanden wir stets als ein gültiges Geschenk. Nie haben wir in unserem Leben so viel, so herzlich und aus tiefster Seele gelacht wie in den Jahren im Rauhen Haus – Dank an alle Brüder. Besonders Bruder Heidrich. Wir leben vom Glauben und Tun anderer. Das haben wir erfahren. Unser Telefon wird an unserem Geburtstag nicht mehr klingeln. Mit seiner wunderbaren Stimme sang er: „Ja,

ich will euch tragen bis zum Alter hin“. Er sang alle sieben Strophen. Was für ein Seelsorger!

Zur 125-Jahrfeier des Rauhen Hauses malt Bruder Heidrich die Bühnenbilder aus der Geschichte des Rauhen Hauses. Er zeigt uns die Entwicklung der Arbeitsfelder der Brüder: woher wir kommen und zu welchem Ziel wir unterwegs sind. Bischof Hertrich und Bischof Lilje werden zu wegweisenden Gegenwartszeugen.

1954, Fischerhütte Süd. Bruder Junior und Bruder Heidrich leiten die Familie. Bruder Kaiser und Bruder Schröder die Fischerhütte Nord. Es sind Kinder, denen ein Wachsen und Reifen in der eigenen Familie versagt ist. Hier entfaltet Bruder Heidrich seine größte Gabe. Es ist, als hätte Wichern selbst ihn eingewiesen. Er schafft mit Bruder Junior eine familiäre, geistliche Atmosphäre, die man spürt und die das ersetzt, was jenen Kindern fehlt. Das täglich gelebte geistliche Leben im Rauhen Haus lässt die Geborgenheit in der „Familie Gottes“ wachsen. Ruft die Glocke zur Abendandacht, machen wir uns zum Betsaal auf – und erleben, wie wir alle der Zuwendung und Hilfe unseres Gottes bedürfen. Vom Vorsteher bis zu den Brüdern, vom schwierigsten bis zum hilfsbedürftigen Kind. Wir alle stehen auf Augenhöhe „coram deo“.

Bruder Heidrich erweist sich als Architekt für Familienaufbau und Zusammenhalt. Dankbar bekenne ich: Wesentliches habe ich ihm abgeschaut und es auf meine Jungen in Nord übertragen. Er war

nicht der Vater der Kinder, aber ihr Bruder. Nicht gezwungen, im Ton voller Überzeugung nannten sie ihn „Bruder Heidrich“. Er verkörperte den „Bruder des Rauhen Hauses“.

Bruder Heidrich wird als Helfer in der Schönburg bestellt. Hier begegnet er seiner Frau Anne-Rose Hoek, einer wird des anderen Gehilfin. Ihre Arbeit findet Anerkennung und leitet unserer Meinung nach die Frage und die Suche ein nach einer neuen pädagogischen Konzeption im Rauhen Haus. Ihrer beider segensreiche Arbeit in der Schönburg bleibt nicht ohne Folgen.

Seine Frau, seine beiden Kinder, Jürgen und Christiane, wachsen in den Jahren seines Amtes zu einer Familie in der „Familie Gottes“ zusammen – mit Kindeskindern. Wir erleben Bruder Heidrich bei der Pflege seiner schwerkranken Frau. Die Architektur seines Glaubens gibt ihm Kraft für die Pflege – bis zum Abschied. „Lass dir an meiner Gnade genügen“. Bruder Heidrich lässt sich an Gottes Gnade genügen – sie zieht ein in sein Leben. Die letzten Monate verbringt er umsorgt im Pflegeheim, auch dort von seinen Kindern und Enkeln begleitet. Wir besuchten ihn und er uns, so lange es ging. Wir sprachen zuletzt am Telefon uns gegenseitig Trost zu. Wir wissen, wo du jetzt bist.

Tochter Christiane eröffnet mit dem Saxophon-Quartett den Abschiedsgottesdienst. Die Kirche ist voll. Ein unübersehbares Zeichen, wie er und seine Familie mit der „Familie Gottes“ und sie

mit ihnen verbunden und verwachsen war. Der Pastor der Gemeinde St. Markus zeichnet ein präzises Bild von dem Wirken der gesamten Familie in der Gemeinde. Für uns ein historisches Dokument, wie ein Diakon des Rauhen Hauses sein in der Ordination übernommenes Amt ordnet, ausfüllt, ein Auge für alle „Mühseligen und Beladenen“ hat, nicht müde wird, ein Diener seines Herrn zu sein.

Unsere Konviktsmeisterin, Claudia Rackwitz-Busse verlebendigt unseren Mitbruder für die große Gemeinde. Eine Zeugin, der man abspürt, was ihr am Herzen liegt. Seht, hört, was für Männer die Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses durch den „Erzdiakon Jesus Christus“* hervorbrachte! Nicht nur wir Klassenbrüder waren ihr dankbar.

Der frühere Pastor von St. Markus legt seine Hände auf den Sarg – und segnet. Er segnet zum Eingang in das Reich Gottes, zur ewigen Freude. Unser Bruder ist uns vorausgegangen. Mögen wir durch diesen Segen einst auch dort eingehen, zu unserem „Herrn Freude“.

Ein letztes Segenszeichen zum Abschied. In abgewandelter Form geht mir ein Wort von Matthias Claudius durch den Sinn: „Wir haben einen treuen Rauhäusler Bruder begraben. Für uns war er mehr.“

Hans-Jürgen Kaiser

* Ein von J. Wichern geprägter Titel

Termine 2021

JANUAR

- 11. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 17. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 23. ___ Delegiertenversammlung,
Wichern-Saal
- 25. ___ Konvikttreffen Hamburg Ost
- 30. ___ Konvikttreffen
Schleswig-Holstein Nord

FEBRUAR

- 1. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 5.-7. ___ Einkehrtage,
Haus am Schüberg, Ammersbek
- 6. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Ost/Bergedorf
- 9. ___ Konvikttreffen Hamburg West
- 19. ___ Ältestenrat, Sieveking-Saal
- 20. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Süd/Altona
- 21. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg

MÄRZ

- 8. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 20. ___ Konvikttreffen
Schleswig-Holstein Nord
- 21. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 24. ___ Konvikttreffen Hamburg Ost
- 26.-28. Konviktfreizeit
Rheinland-Westfalen

APRIL

- 12. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 15. ___ Konvikttreffen Hamburg West
- 18. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 24. ___ Konvikttreffen Niedersachsen

MAI

- 3. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Süd/Altona
- 6.-8. ___ Konvikttreffen Süddeutschland
- 10. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 12.-15. Ökumenischer Kirchentag
in Frankfurt
- 16. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 29. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Ost/Bergedorf

JUNI

- 5. ___ Konvikttreffen
Schleswig-Holstein Nord
- 11.-13. ___ Freizeit, Einsegnungen
und Aufnahmen
- 14. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 15. ___ Konvikttreffen Hamburg West
- 20. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 24.-4.8. Sommerferien Hamburg

JULI

- 3. ___ Delegiertenversammlung,
Wichern-Saal
- 12. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 16. ___ Ältestenratssitzung,
Sieveking-Saal
- 18. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg

AUGUST

- 9. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 12. ___ Konvikttreffen Hamburg West
- 13.-15. Konviktfreizeit
Schleswig-Holstein Nord
- 15. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 21. ___ Ausflug Konvikt Schleswig-
Holstein Süd/Altona
- 28. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Ost/Bergedorf

SEPTEMBER

- 5. ___ Einsegnungsgottesdienst,
Dreifaltigkeit
- 13. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 19. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 20.-11.10. Urlaub Diakonenbüro
- 24.-26. Konviktfreizeit
Konvikt Niedersachsen

OKTOBER

- 8.-10. ___ Konvikttreffen
Rheinland-Westfalen
- 14.-16. Konvikttreffen Süddeutschland
- 17. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 19. ___ Konvikttreffen Hamburg West
- 21.-24. Klosterfahrt nach Meschede,
Konvikt Hamburg West,
- 23. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Süd/Altona

NOVEMBER

- 8. ___ Treffen des Konventes DAGS
- 13.-15. Konviktfreizeit
Rheinland-Westfalen
- 21. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 25. ___ Konvikttreffen Hamburg West,
geplant
- 27. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Ost/Bergedorf

DEZEMBER

- 6. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Süd/Altona
- 8. ___ Rauhäusler Adventskaffee
- 19. ___ Gottesdienst
Flussschiffkirche zu Hamburg
- 20. ___ Konvikttreffen Schleswig-
Holstein Süd/Altona

Wo wir am Ende sind, ist es eine große Erlaubnis: wieder anfangen zu dürfen

Ein Andachtsbuch im besten Sinn von Harald Ihmig

56

Realismus kann tödlich sein. Das bedeutet dann, sich zurückziehen von dem, was uns umgibt. Wir verkapseln uns schließlich in uns selbst.

Es geht aus solchem Rückzug heraus um Handhabung, Manipulation der Welt und derer, die uns in ihr begegnen, ohne dass wir uns noch auf jemanden wirklich einlassen erst müssen, dann wollen, schließlich können. Alles atmet zuletzt eine eigentümliche Enge. Wer in dieser Weise Realist oder Realistin ist, so Harald Ihmig, ist fertig mit Gott.

Ihm geht es um eine Überwindung des damit verbundenen „abgründigen Hangs zum Tode“ (49), zu dem wir leider immer wieder neigen. Dabei wird ihm eine junge jüdische Frau aus Amsterdam, Ety Hillesum, die 1942 kurz vor ihrer Deportation und Vernichtung ihre Gedanken aufschreibt, zur Kronzeugin einer Überwindung eines solchen tödlichen Realismus, Kronzeugin auch der damit verbundenen spezifischen Glaubenskraft.

Breite Passagen aus ihrem Tagebuch werden in einem zentralen Kapitel von Harald Ihmig zitiert (180 ff.) und schließlich in einer Andacht lebensweltlich fruchtbar gemacht (385 ff.). Es sind ganz einfache, fast kindliche Gedanken, die für sie mehr und mehr zum inneren Überle-

bensimpuls werden, aber gerade durch die Einfachheit eine besondere Kraft entfalten.

Aus ihnen gewinnt Harald Ihmig Grundeinsichten, die er als jahrzehntelanger Hochschullehrer am Rauhen Haus in Andachten und Seminaren immer wieder neu entfaltet und nun unter dem Titel „Nicht fertig mit Gott“ publiziert hat. Es ergänzt seine Auseinandersetzung mit Luther, die unter dem Titel: „Luthers Reformation. Eine Einführung in ihre Widersprüche“ fast gleichzeitig erschienen ist. Glaube, diakonische Praxis und Theologie gehen bei ihm dabei eine äußerst intime Beziehung miteinander ein.

Ja, es gibt Gründe, sich auf eine solche scheinbar realistische Position zurückziehen. Die Welt, wie sie ist, ist verrückt, aus den Fugen geraten, mit ungeheuerlichen Folgen für viele, die wie Ety Hillesum damals und heute unter die Räder kommen. Die Welt ist, wie sie ist, aber sie muss dennoch nicht so bleiben. Denn jeder von uns ist, wie er oder sie ist, aber irgendwie auch noch mehr als dies.

In dem „irgendwie“ steckt eine Suche, manchmal spricht Ihmig von einer Ahnung und stößt dabei auf den zentralen Begriff seiner Andachten: das Leben oder auch das Lebendige, identifiziert mit dem

Schöpferischen. Hillesum entwickelt das Bild der Person als einer Wohnung, in der sich Gott als der Inbegriff dieses Lebendigen niederlässt. Wir tragen die Verantwortung für die Kostbarkeit dieser Lebendigkeit in uns, die wir ahnend entdecken können, indem wir ihr ein Zuhause einrichten.

Diese innere Wohnung hat nach Hillesum jedoch geöffnete Türen. Das Leben lässt sich nicht einschließen, es geht immer über uns hinaus, ebenso, wie es die Dinge nicht so lässt, wie sie sind, sondern verlebendigt, auf Verwandlung drängt. Das Schöpferische ist hier mit dem Lebendigen gleich mitgedacht. Leben bedeutet einen Ausgang aus dem Gefängnis des eigenen Ich, es ist Existenz im Zwischenmenschlichen.

Nun geht es in unseren zwischenmenschlichen Begegnungen darum, dieses Lebendige und damit Gott selbst nicht nur in uns selbst, sondern auch in den anderen aufzuspüren und damit daran mitzuarbeiten, dass Gott in ihnen wie in uns selbst eine Wohnung findet.

Das Leben wird derweil zum Hauch (35), brüchig und verletzlich, aber auch zum Feuer (406), das unsere Leidenschaft und Kampfbereitschaft anfacht für eine In-



Harald Ihmig
NICHT FERTIG MIT GOTT
 Spurenlese im Unbekannten
 460 Seiten, Hardcover
 ISBN-13: 9783752836035
 21 Euro, als E-Book 6,99 Euro

57

tensivierung des Lebens, das in uns allen steckt, solange wir noch atmen. Wir werden zu Abenteurern des Lebens (15) mit ungewissem Ausgang.

Von diesen Grundgedanken aus übersetzt Harald Ihmig konsequent zentrale theologische Begriffe neu und erlaubt damit einen neuen Blick auf altbekannte theologische Aussagen.

Religion zeigt sich nun als abenteuerliche Einstellung zum Leben (133), Spiritualität wird zum Spürsinn für das Lebendige (183), Glaube heißt dem Leben trauen (62) und Unglaube impliziert, Gott, uns selbst und anderen nichts mehr zuzutrauen (64). Hoffnung wiederum zeigt diejenige Lebenskraft an, die fähig ist, uns die Wirklichkeit zu verrücken (21). Und da Leben nur in Verbindung gelingt, bedeutet Reli-

gion gleichzeitig, mit Gott ein Verhältnis zu haben, eine Art Liebschaft (131). Gebet meint die Suche nach dieser Verbindung, die gerade dann dringend wird, wenn wir spüren, dass das Gehäuse sich um uns schließt und zu einer inneren Enge wird (170).

Das alles ist mit dem Herz und dem Erleben gesprochen und geschrieben, wenn auch vor dem Hintergrund theologischer Grundgedanken und in starken Bezügen zum Denken von Martin Buber.

Insofern eignet sich das Buch bestens für die Begleitung eigenen Nachdenkens

im Alltag, zur persönlichen Inspiration. Es ist ein Andachtsbuch im besten Sinn des Wortes.

Wenn wir mit der Lektüre am Ende sind, sind wir mit nichts fertig, erst recht nicht mit Gott. Vielmehr gilt: „Wo wir am Ende sind, ist es eine große Erlaubnis: wieder anfangen zu dürfen.“ (460)

*JPD Prof. Dr. phil. habil. Joachim Weber
Hochschule Mannheim,
Fakultät für Sozialwesen;
Goethe-Universität Frankfurt a. M.,
Fachbereich Erziehungswissenschaften*

58

Blüte des Alters

„Das Alter ist für mich ein Balkon, von dem man zugleich weiter und genauer sieht“ (Marie Luise Kaschnitz). Wer erkennt, dass im Leben nichts selbstverständlich ist, weiß die kleinen Dinge und Begebenheiten umso mehr zu schätzen. Mit jedem Jahr lernt man mehr, Wichtiges von Nichtigem zu unterscheiden und sich an den Gaben Gottes zu erfreuen. Dieser Großdruck-Bildband vereint Bibelstellen, Zitate und Geschichten rund um Zufriedenheit, Glück und Dankbarkeit. – Mit Schlaglichtern auf besondere Ereignisse ab 1952.



Matthias Brock:
VON DER BLÜTE DES ALTERS
64 S., 20,5 x 23,5 cm, gebunden
ISBN 978-3-7600-1316-9, 10,99 Euro

Zu beziehen über die Reise- und Versandbuchhandlung des Rauhen Hauses Hamburg GmbH
Tel. 040/53 53 37-0, Fax 040/53 53 37-21, www.rauhes.de

IMPRESSUM

Der Bote, Berichte aus der Brüder- und Schwesternschaft des Rauhen Hauses, erscheint zweimal im Jahr
Herausgegeben von Pastor Dr. Andreas Theurich und Diakonin Claudia Rackwitz-Busse
Redaktion: Johanna Kutzke, Martin Krok, Tilman Lutz, Uwe Mann van Velzen, Claudia Rackwitz-Busse (verantw.)
Kontakt: Beim Rauhen Hause 21, 22111 Hamburg, Tel. 040/655 91-170, Fax-372, diakonenbuero@rauhes.haus.de **Für unverlangt eingesandte Beiträge** wird keine Verantwortung übernommen. Mit Namen

REDAKTIONSSCHLUSS BOTE 1/21: 15. MÄRZ

gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Gestaltung und Satz: Johannes Groht Kommunikationsdesign, Hamburg **Fotos:** Stefan Albrecht (3), Freia Imsel (32), Martin Krok (1, 6, 7, 14, 17, 19), Pixabay (29, 34), Stephan Wallocha (18), privat **Druck:** A. S. Müller Sofortdruck, Hamburg **Konto der Brüder- und Schwesternschaft:** Ev. Bank, IBAN: DE79 5206 0410 0006 4117 38, BIC: GENODEF1EK1 **Spendenbescheinigungen** auf Wunsch